# hEFt

für literatur, stadt [illegible] alt g

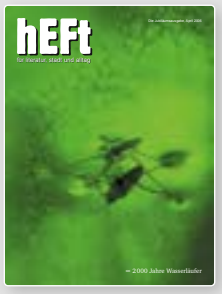
#58 · Januar 2020

#1 · April 2005

#2 · Juli 2005

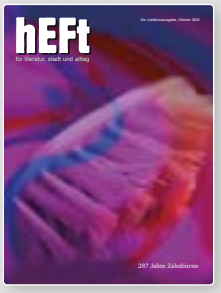
#3 · Oktober 2005

#4 · Januar 2006

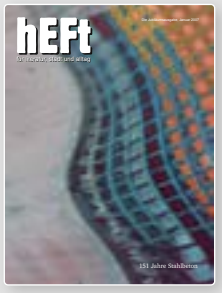


#5 · April 2006

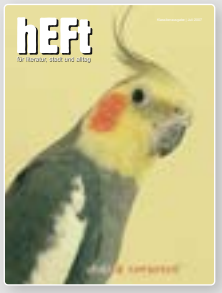
#6 · Juli 2006



#7 · Oktober 2006



#8 · Januar 2007



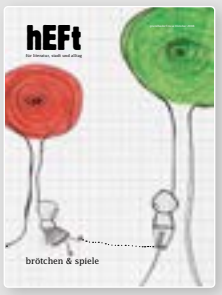
#9 · Juli 2007

#10 · Oktober 2007

#11 · Januar 2008

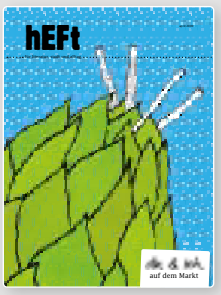
#12 · April 2008

#13 · Juli 2008

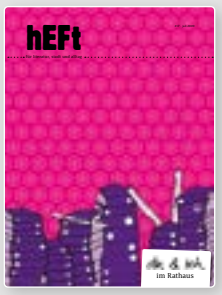


#14 · Oktober 2008

#15 · Januar 2009

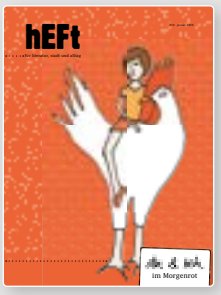


#16 · April 2009



#17 · Juli 2009

#18 · Oktober 2009



#19 · Januar 2010

#20 · April 2010

#21 · Juli 2010

#22 · Oktober 2010

#23 · Januar 2011

#24 · April 2011

#25 · Juli 2011

#26 · Oktober 2011

#27 · Januar 2012

#28 · April 2012

#29 · Juli 2012

#30 · Oktober 2012

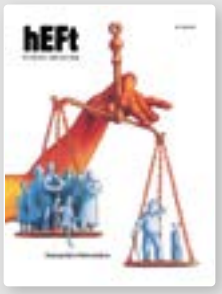
#31 · Januar 2013

#32 · April 2013

#33 · Juli 2013

#34 · Oktober 2013

#35 · Januar 2014



#36 · April 2014

## Stadt & Alltag


**4** Schöne Aussicht
**5** Aus der Erfurter Stadtchronik
**7** Andreas‘ absolut geheimes Tagebuch
**8** Was wir in 15 Jahren alles (durch)gemacht haben
**12** Ein etwas anderes Praktikum
**13** Letzte Worte
**21** Portrait: Rondo-René Schulz
**22** Die fünf besten hEFt-reliest-Momente
**24** Vinylecke – Die Platte zum hEFt
**24** Letztmalig offenes hEFt-Büro


## Literatur

### *Eobanus-Hessus-Wettbewerb*


**26** Schiefer
**29** Vergessen


### *Das Spiel ist aus*


**33** Das letzte Zucken
**37** Franz Bargum
**38** Amelie
**39** Flut
**40** Am Ende, ganz am Ende
**42** was dem Leben fehlt
**43** Nichts und Niemand
**47** Šunka
**50** Dem Vergessen entkommen
**54** Leg dich nicht mit deinem Verleger an
**56** Aufstehen

**Titelillustration: Steffi Winkler.** Die Erfurter Designerin mag Pünktchenlinien, Pink mit Glitzer, große Leinwände grau streichen, rosarote Tulpen im Frühling, kleine duftige Dinge nähen, montags lange schlafen, Grusel-Krimis lesen, Pompoms basteln. /// winklerin.de

## Liebe Leserin, lieber Leser, liebe Freunde und Förderer des hEFtes,

nun ist es also soweit: ihr haltet die (wirklich) allerletzte hEFt-Ausgabe in der Hand. Nach 15 Jahren stellen wir mit dieser 58. Nummer unser kleines Literatur- und Kulturmagazin ein. Dabei muss bei uns für das Ende weniger das »Print ist tot«-Argument herhalten, vielmehr möchten wir mit diesem bewussten Schritt uns und anderen Raum für Neues geben. Und ganz ehrlich: 15 Jahre für solch ein vor allem von ehrenamtlicher Mitarbeit getragenes nicht-kommerzielles Projekt ist schon in Ordnung.

Nachdem wir nach der 50. Ausgabe schon gerügt wurden, uns selbst nicht so richtig gefeiert zu haben, holen wir das jetzt noch schnell nach. Reist also mit uns ab Seite 4 zurück in die wilden 2000er Jahre, seid beim hEFt-Klassentreffen dabei, erfahrt welche Skills Dauerpraktikantinnen beim hEFt nicht erworben haben, besucht mit uns den Friedhof der Erfurter Kulturmagazine und erfahrt, warum Ventil e.V. pleite ist und was das alles mit dem Niedergang des FC Rot-Weiß zu tun hat.

Auch das Thema dieser letzten Ausgabe bezieht sich geradezu kongenial auf die Situation: »Das Spiel ist aus!« Damit beenden wir nicht nur das Themenjahr der berühmten Sportzitate, es löst sich auch unsere Themenfindungskommission auf, die in den letzten Jahren ganze Arbeit geleistet hat. Man denke nur an so wunderbare Themen, wie »Zeit für Übergangsjacken«, »Brötchen und Spiele« oder »151 Jahre Stahlbeton«. Ab Seite 32 lest ihr die literarischen Texte zum Abgesang. Und davor beschließen wir noch eine andere gute alte Tradition: die Veröffentlichung der Siegertexte des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes.

Wir möchten uns an dieser Stelle herzlich bei allen aktuellen und ehemaligen Mitstreitern und Unterstützern für ihr Engagement bedanken! Insbesondere bei der Stadt Erfurt und der Thüringer Staatskanzlei ohne deren langjährige Förderung wir das hEFt auf Dauer nicht hätten realisieren können.

Behaltet uns in guter Erinnerung!

Euer hEFt

P.S.: Alle, die ihr hEFt-Archiv noch vervollständigen oder uns bei einem Kaffee Adieu sagen wollen, sind am 18. Januar zwischen 11 und 17 Uhr herzlich ins hEFt-Büro eingeladen (siehe Seite 24).

# Schöne Aussicht

## Klassentreffen im Biergarten

*15 Jahre hatte das hEFt Bestand, 15 Jahre ist das Ende des Kulturprojekts nun her. Wir sind eingeladen worden, am Jahrestag der hEFt-Auflösung einem der regelmäßig stattfindenden Wiedersehenstreffen beizuwohnen*

Vor 15 Jahren – auf den Tag genau – fiel die Entscheidung, das Projekt »hEFt für literatur, stadt und alltag« aufzugeben. Doch dies bedeutet keinesfalls, dass der Redaktionszusammenhalt sich hiermit in Luft aufgelöst hätte. Einmal im Jahr finden sich alle Redaktionsmitglieder zu einem kleinen Umtrunk im Biergarten ein. Alexander P. erinnert sich an den Abschied als traurig, hebt aber auch die positiven Seiten hervor. »Nach der Auflösung des hEFts war es natürlich erstmal ungewohnt, so viel freie Zeit zur Verfügung zu haben. Andererseits hatte ich so die Gelegenheit, mir einen richtigen Job zu suchen, einen, bei dem man tatsächlich auch mal Geld verdient«, erklärt Platz. Auch Thomas P. hat sich nach dem hEFt-Aus beruflich neu orientiert: als Krämerbrückenreiseführer ist er seitdem dreimal pro Woche buchbar. »Es gibt natürlich auch Mitglieder, die wir nicht so oft zu Gesicht bekommen. Stefan W. zum Beispiel hat die letzten drei Treffen in letzter Minute abgesagt«, erzählte ein ehemaliger Redakteur. Die restlichen Redaktionsmitglieder seien aber alle da und wären bereit, sich zu ihrem Werdegang zu äußern. Tatsächlich haben noch einige weitere Personen aus der Redaktion das Ende vom hEFt auch als Chance für eine komplette Neuorientierung in allen Lebenslagen gesehen. So ist Benedikt R., vormaliger Korrekturleser und Textredakteur, nun in der Schule tätig. Als Lehrer für Sozialkunde ist er seit nunmehr drei Jahren in seinem neuen Amt und hat glücklicherweise noch genug Zeit für sporadische Treffen im Biergarten. Die beinahe längste Reise hat jedoch Ben K. hinter sich: vor 15 Jahren nach Schottland ausgewandert und nur selten auf Besuch, ist er als eingeheiratetes Mitglied der royalen Familie im Vereinten Königreich von Journalisten und Securitymitarbeitern oft zu belagert, um sich noch zwanglos bewegen zu können. »Für das Klassentreffen nehme ich diesen Stress aber gerne auf mich«, so der mittlerweile offizielle Brite. Auch Kathleen K. ist mitunter nur schwer zu erreichen, da sie ihre journalistische Karriere nach dem letzten Redaktionstreffen endgültig an den Nagel gehängt hat und infolgedessen die Miete ihrer Wohnung nicht mehr zahlen konnte. Ihre neue Wohnstelle unterhalb der Riethbrücke ist abgeschieden und bietet keine Gelegenheit, das Handy aufzuladen. Trotz dieses Schicksals zeigt sie sich heute Abend gut gelaunt. Nach dem zweiten Schluck des mittlerweile dritten Bieres verkünden die bereits leicht angeheiterten Redaktionsmitglieder, dass es aber auch gute Neuigkeiten gäbe. Kerstin W. hat ihre Berufung in der Meditation und dem Zen-Yoga gefunden. Nachdem der alte, stressige Job über Bord geworfen war, gab es keinerlei Anker mehr, die sie davon abhielten, von Erfurt in die neue Wahlheimat Indien zu ziehen, um die eigene innere Mitte zu finden. Auch Annabell K. scheint ebenjene mittlerweile gefunden zu haben: nach dem fünfzehnten Versuch war die Führerscheinprüfung bestanden und die durch das Germanistikstudium bereits prophezeite Karriere als redselige und gelegentlich narkotisierte Taxifahrerin wurde begonnen – auch in Zukunft wird sie, da ist sie sich sicher, interessante Abende in der Landeshauptstadt verbringen. Für ihre Kollegin Marlene B. steht dagegen eher lernen an – denn auch im mittlerweile 39. Semester verliert das Studium keineswegs an Anspruch. Gerne hätten wir auch noch gefragt, welche Pläne es für die Zukunft gibt und wie die Kulturszene sich in den fünfzehn Jahren verändert hat, seit es das hEFt nicht mehr gibt, jedoch waren die Gesprächspartner nach dem mittlerweile fünften Bier nicht mehr in der Lage, eine verständliche Antwort zu geben. Dennoch bedanken wir uns recht herzlich für die Einladung. /// **mb**



Daniel Ableev // Lorenz Adlung // Christine Albach // Sabrina Albers // Karl Alle // Dirk Alt // Peter Ambrus // Frau Antje // Claudia Apel // Uli Aschenbach // Thomas von Aspirin // Jessy Asmus // Anne Aulinger // Jim Avignon // Volker B. // Sandra Bach // Döran Bär // Hamza Barakat // Franziska Barth // Roland Bärwinkel // Heiko Bätz // Andreas Bauer // Simone Bauer // Aline Bauerfeind // Klaus Baum // Rebecca Baumann // Till Bender // Gerhard Benigni // Horst Bekasinski //

# Aus der Erfurter Stadtchronik

*Die Chronik der Stadt Erfurt verzeichnet für die Jahre zwischen 1705 und 1717 eine Reihe bemerkenswerter Einträge, die zufällig bei Restaurierungsarbeiten an den alten Manuskripten entdeckt wurden. Orthografie und Grammatik der im folgenden wiedergegebenen Transkriptionen sind zum besseren Verständnis behutsam an heutige Verhältnisse angeglichen. Einzusehen sind die Originale im örtlichen Stadtarchiv, Bereich der Älteren Bestände, Signatur HFT 165 430 000.*

**18. Martii 1705. Erinnerungslücken des Kurmainzer Statthalters**

Es war noch in den ersten Wochen des gewärtigen Jahres, als da der Kurmainzer Statthalter verkünden ließ, in bereyts gewohnter Tradition eine Subvention unter den Malern, den Barden und Schaustellern der Stadt zu verteylen, so sie sich ereifern wollten, in diesem Jahr unter der Losung »Sehnsucht nach dem Paradiese« ihre Stücke zu geben und Werke zu schaffen. Selbige vernahmen die Proclamation mit großer Freude und befleyßigten sich sogleich, ihrem Herren löbliche Werke zu praesentieren. Ein ganzer Monat verstrich und alsbald nahmen Poeme und Schaustücke und Malereyen erste, doch anmuthige Gestalt an. Als nun aber einige Maler die Statthalterey besuchten und dort einen Vorschuß auf die Subvention erbaten, sodaß ihnen nicht die Farben oder gar das Brot ausgingen – da wollte sich der Statthalter nicht mehr erinnern, solches von einer Subvention gesagt zu haben, und auch die vom Stadtrate duckten ihre Köpfe weg, sprach man sie darauf an. Ein rechter Scandal war es, und enttäuscht ließ eine Zahl der Maler und Barden und Schausteller ihre Arbeyt an den schon begonnenen Werken ruhen, sich dem üblichen Tagwerk wieder zuwendend, nicht ohne Trübsal und Bekümmernis.

**25. Aprilis 1705. Neues Intelligenzblatt in der Stadt**

Gestrigen Tags fanden sich an mehreren Orten in der Stadt lose vertheilt die Exemplare eines bis dato unbekannten, neuen Intelligenzblattes: In Bäckersläden, Gaststuben, ja sogar in den Hallen der Universitaet lag, ohne daß zuvor ein Wort gesprochen worden, diese neue Zeytung aus. Nach Angabe desselben Blättchens zeichneten als Redaction verantwortlich der Herr Alexander Thomas, Sohn eines Waidhändlers und Bürgers allhier, und die Frau Annemarie Keßler, Tochter eines Puffbohnbauers, ebenso Bürgers allhier. Die selbsterklärte Intention der Herausgeber sey, den jungen Culturerschaffenden der Stadt ein Forum zur gegenseytigen Kenntnisnahme und Reclame zu eröffnen.

Die Zeytung hieß also »Heft: Hochofficielles Erfurterisches feuilletonistisches Teatrum«. Mit dem Worte »Heft« sey aber nicht, wie man gemeinhin denken könnte, der Griff des Messers oder anderer Werkzeuge bezeichnet, sondern die Redacteure vermeinen damit wohl das neue Modewort zu treffen, welches unter den jüngeren Menschen für kleynere Publicationscoerper in Form zusammengehafteter Papiere gebräuchlich geworden ist, zumal es in ebendieser Gestalt verfertigt ist.

**11. Julius 1708: Eine Fliese für die Heft-Redaction**

Das »Heft«, von dessen neuem Erscheinen hier für den 25. Aprilis 1705 berichtet worden ist, machte in der vergangenen Zeyt mit allerley Spektakel von sich Reden. Das bunte Treyben mit Musik und Tanz und wildem Deklamieren nennen die Redacteure ein »Reließt«, und in nämlichen »Reließt« machten Sie es sich zur Manier, die neue Lieferung ihrer Zeytung zu publicieren. Inzwischen ist das Blättchen schon weyt hinter den Erfurterischen Stadtmauern bekannt und gelesen: So ließt man das »Heft« bei den Gothaischen und Weimarischen, ja sogar bei den Reußen in Greiz. Zu besonderem Ansehen unter den jungen Menschen geriet das Blättchen aber dadurch, daß die Schreiber sich nicht scheuen und geradeheraus, uncensiert die Plagen des Culturtreibens beim Namen nennen.

Für ihre muthige Taten, so beschloß die Zunft der Künstler, sollte den Redacteuren eine Medaille verliehen werden, und gab die Fertigung derselben in Auftrag. Ward man dann des producierten Stückes ansichtig geworden, nannte man es, ob seiner quadratischen Contur und ebener Oberfläche, die »Culturfliese«. Da die Verleihung von den Mainzern zu billigen war, aber die provicierend ehrlichen Mittheilungen des »Hefts« den Statthalter in beträchtlichem Maße incommodierten, ließ jener die Ceremonie zu einer rechten Obscuritaet geraten.

So citierte man also die Redacteure zur Verleihung der Medaille auf den Fischermarkt just vor dem Rathaus und ließ sie auf einer Bühne sich aufstellen, zu dem Ende, daß der

Katharina Bendixen // Peter Berg // Jörg Berglinger // Christiane Berndt // Judith Bernet // Maka Blank // Jaromir M. Bocksberg // Dominik Boll // Dominik Bönisch // Maximilian Borchardt // Marlene Borchers // Katharina Braisch // Anna Marie Bratsch // Helga Breitenschädel // Luisa Brock // Steven Matthew Brown // Jürgen Brugger // Franziska Brunn // Andreas Budzier // Lisa Burkhardt // Sandra Burkhardt // Ronja Busch // Klaus Buschendorf // Anne Büttner // Peter Caprano // Harry Carius //

hochgelehrte hochlöbl. Doctor Matthäus Diskotheck eine Lobrede auf selbige halten sollte. Nicht ohne Grund wählten die Mainzer aber Diskotheck, da ihnen seyne Sinnesart und seyn empfinden gegenüber dem »Heft« wohlbekannt gewesen. Anstatt sodenn ein geziemliches Loblied anzustimmen, wetterte der Herr Doctor erst gegen das Blättchen, welches an sprachlichem Niveau den Troglodyten näher käme als den Seraphen, und zum andern Theil gegen die Verfasser daselbst, die also naive Fantasten ohne Sinn fürs Oeconomische und im Übrigen recht wohlgefällige Heuchler seyen, die durch Annahme der Medaille ihre Integritaet nun gänzlich aufgegeben hätten. Da theilte sich die Menge und mancher stimmte dem Diskotheck zu, indes andere dem »Heft« zusprachen, und im Tumult ging die weytere Ceremonie unter.

**Nachtrag vom 30. 8bris 1708:** In einem Schelmenstück drehten die Redacteure den Spieß noch um und proclamierten in dem nächsten »Heft«, man wolle die Fliese dem hochlöbl. Herrn Doctor Diskotheck übereignen, der sie sich durch seyne kunstfertig und messerscharf durchdachte Rede unstrittig verdienet habe. Allein, die Subvention, die mit der Verleihung verknüpft gewesen, habe man für den Druck derselben Zeytung zur Gänze aufgezehret.

Foto: Pixabay /// Montage: Kathleen Kröger

**21. Xbris 1717: 50. Lieferung des »Hefts«**

Wieder ein »Relieẞt«, wieder in einer neuen Localitaet und wieder unter der Direction der Dioscuri Thomas Robigo und René Rondeau; da es die 50. Ausgabe der Zeytung war, unter besonders pathetischem Spectacel gegeben. Unermüdlich investigieren und redigieren und scribieren(sic!) die indes um Hrn. Alexander Thomas gescharten Redacteure, hofieren und citierten sie wieder feine Geister aus Erfurt und Bremen und Aarau und noch viel näheren und ferneren Landen. Das von Mme. Huenger gegebene, empfindsame Stück stimmte manch Eynen sinnierend.

Mit diesem Eintrag endet die Berichterstattung der Erfurter Stadtchronisten über das »Heft: Hochofficielles Erfurterisches feuilletonistisches Teatrum«. Wie lange diese für die Förderung des jungen kulturellen Lebens in der Stadt so bedeutende Zeitschrift noch herausgegeben wurde, ist leider ebenso wenig bekannt wie der weitere Verbleib der beteiligten Redakteure. Doch noch viel bedauerlicher ist, dass nicht ein einziges Exemplar des »Hefts« überliefert ist. Historiker der Universität Erfurt gehen davon aus, dass die fragilen, gehefteten Blätter im Laufe der Jahre durch permanente und wiederholte Lektüre regelrecht zerlesen wurden, bis nichts mehr von ihnen übrigblieb. Aus der Sicht eines Herausgebers kann man sich wohl schwerlich ein schöneres Ende für ein Printmedium vorstellen als dieses.

Aus Sicht eines Historikers wäre jedoch gerade ein überliefertes »Heft« von unschätzbarem Wert gewesen, um künftigen Generationen einen neuen Blick auf die Kulturgeschichte des frühneuzeitlichen Mittelthüringen zu eröffnen, die wir sonst nur sehr spärlich kennen. Würde man in Zukunft wider Erwarten doch einzelne Fragmente oder gar ganze Ausgaben des »Hefts« auffinden, stünden sie als Denkmäler für die jungen Kulturschaffenden ihrer Zeit. /// **BRS**

James Mac Cold // Kris Corneo // Benjamin Damm // Bernd Daschek // Stephan Dehmel // Der ewige Versucher // Annette Deter // Silett Dian // Ruzica Devic // Frank Diehn // Johannes Diethart // Peter Dietze // Raoul Eisele // Ruth Elliesen // Katja Ellguth // Anke Engelmann // Jörg Engelmann // Matthias Engels // Anna Engler // Clara Ehrenwerth // FC Rot-Weiß Erfurt // Alexander Estis // Nikolai Estis // Oleg Estis // Linda F. // Lord Fauntleroy // Nico Feiden // René Müller-Ferchland // Jana Fischer // Maxie Fischer // Uwe Flurschütz // Adina Frank // Beatrice Frank // Kathrin Franke // Sebastian Fritsch // Michael Friedrich //

# Andreas' absolut geheimes Tagebuch

Liebes Tagebuch,

hab dich mal wieder total vermisst. Aber du ahnst sicher den Grund meiner Abstinenz: ich war as ususal busy as a bee. Aber volle Kanne. Nach dem Weinfest, von dem ich Dir das letzte Mal erzählt hatte, war meine Freundin Elena aus Bulgarien bei mir (weißt schon: Sonnenstrand und so). Und ja klar, sie durfte sich auch ins »Big golden Book« (of town-friendship) eintragen. Leider hatte sie danach keine Zeit für mich. Mega Schade! Sie hat mir aber ihr Ehrenwort gegeben, bald wiederzukommen – dann mit mehr Zeit für mich. Dann aber ohne Anke und Andreas, you know ;)!

Ach ja, ich habe jetzt endlich eine BUGA-Fahne! Hab auch gleich meinen ersten BUGA-Spaziergang mit voll vielen Leuten auf dem Petersberg gemacht. Mit Fahne. Ein echtes Heimspiel! Der Petersberg ist nämlich meine Hood. Da hab ich Radfahren gelernt und im Pionierhaus meine erste Freundin kennengelernt (^^). Das habe ich natürlich nicht den 120 Leuten erzählt (wegen der Credibility). Danach waren wir noch bei Regen in der Geraaue und haben uns dort das Baugeschehen angeschaut. Läuft, sag ich dir! Wir sind ja nicht in Berlin. Nächstes Frühjahr werde ich wieder dort spazieren gehen. Die Leute wollen ja checken was los ist. No Problem, sag ich da.

Und wie all die Jahre zuvor hab ich als Oberchecker of town auch dieses Mal die Faschingszeit eröffnet. Und das Kinderprinzenpaar - Alia I. und Quinn-Silas I. - der Gemeinschaft Erfurter Carneval von 1991 e.V. proklamiert.

Zwischendurch war auch der argentinische Botschafter mal da (Tango und so, du verstehst!?). Der hat sich mein Rathaus angeschaut und ein tolles Gespräch hatten wir auch. Haben jetzt mehrere Umwelt- und Klimaschutzprojekte in der Pipeline. Wegen Greta! Wir waren uns dann schnell einig, dass uns beiden die Erfurt-San Miguel-de-Tucumán-Partnerschaft was bringt.

Und dann habe ich letztens eine Postkarte bekommen. Ich bekomme ja nicht oft Postkarten (Warum eigentlich?). Aber die neunjährigen Zwillinge Johann und Friedrich haben mir eine geschrieben und einen großen Wunsch geäußert. Sie wollten nämlich eine fette Tischtennisplatte für den Krämerbrücken-Spielplatz. Hab eigentlich erst nur zurückschreiben wollen, es mir dann aber anders überlegt. Ich hab nämlich die steinerne Platte mit mir zusammen in real geschenkt! Und zur Krönung habe ich dann mit meinem Bau-Alex ein Match gegen die Twins gespielt. Die Jungs haben uns natürlich von der Platte »geschossen«. Aber nur gaaaanz knapp, ehrlich!

Jetzt ist auch endlich wieder Weihnachten und Zeit für meinen Weihnachtsmarkt. Am 26. November hab ich den mit dem Heiligen Nikolaus und einer Engelsschar eröffnet. Ganz wirklich. Ich hab übrigens den größten Weihnachtsmarkt in Thüringen und den schönsten sowieso! Jetzt bekomme ich von fast zwei Millionen Leuten Besuch, weil die alle auf meinen Weihnachtsmarkt wollen. Am 22. Dezember ist dann aber Schluss mit Lametta. Und mit Dir, mein geliebtes Tagebuch, muss ich auch Schluss machen. Es tut mir voll Leid, aber ich muss fort. Wohin? Das ist geheim, darüber darf ich nicht sprechen. Auch nicht mit dir. Dies sind also die letzten Worte, die ich dir anvertraue. Vergiss mich bitte nicht, mein liebes Tagebuch. In tiefster Anerkennung: xoxo

Heike Fröhlich // Anne Fromm // Annemarie Frey // Paolo Fusi // Nico Gagelmann // Sven Gatter // Clemens Bruno Gatzmaga // Moritz Gause // Martin Geisler // Heike Geissler // Andreas Gelbhaar // Normal Gergely // Björn Giesecke // Thomas Gnahm // Axel Görlach // Veit Goßler // Martin Gottschild // Markus Grundtner // Oliver Guntner // Desiree Haak // Hermann Josef Hack // Anja Haering // Anna Häfner // Boris Hajduković // Martin Halotta // Lena Hammerschmidt // Jens Hartmann // Jonis Hartmann //

# Was wir in 15 Jahren alles (durch)gemacht haben

**Die Sache mit dem Namen**

Der Start des hEFtes war holprig. Die erste Ausgabe für April 2005 war fertig layoutet. Es fehlte nur eins: der Name – die schwierigste Sache von allem. Wochenlang haben wir uns mit der Namensfindung herumgeschlagen. *Färber*, *Rohrpost* … hießen die zugegebenermaßen etwas verkopften Vorschläge. Dann, einen Tag vor Drucklegung kam die Erlösung. Warum eigentlich nicht einfach *Heft*? Schließlich ist das Einfachste meist das Beste. Das große »EF« bastelte unser damaliger Titelbattgestalter Andreas Bauer in einem Anflug von Genialität in den Schriftzug. Fertig. /// **tp**

**Der Aufstieg der freien Kulturszene in Erfurt**

Kulturpolitisch hingegen hatte das hEFt 2005 einen sehr dankbaren Start. Schon im ersten Jahr wurde das kulturelle Jahresthema der Stadt, »Sehnsucht nach dem Paradies«, das erstmals der jungen Kunst- und Kulturszene ein paar Taler versprach, wegen Geldnot kurzfristig einfach abgeblasen. Das war symptomatisch für die damalige städtische Kulturpolitik. In den Jahren darauf standen mit der Schlacht bei Jena und Auerstedt und der Heiligen Elisabeth wieder zwei rückwärtsgewandte Themen auf dem Programm. Dies fand dann 2008 seinen Höhepunkt, als der Erfurter Fürstenkongress von 1808 als Jahresthema ausgerufen und zu einem welthistorischen Ereignis hochgejazzt wurde. Da reichte es sogar uns! Zur hEFt-reliest im Juni zogen wir uns alte Ost-Uniformen an, steckten uns Abwaschbürsten an und riefen »200 Jahre Erfurter Bürstenkongress« aus. Zeitgleich gründeten die Leute um das Kunsthaus herum, dem gerade die Förderung gestrichen worden war, den *klub 500* und forderten eine stärkere Unterstützung von zeitgenössischer Kunst und Kultur in Erfurt ein.

Von da an änderte sich das Klima tatsächlich. Gemeinsam mit Kulturschaffenden wurde das städtische Kulturkonzept erarbeitet, es gab Austauschtreffen zwischen der Verwaltung und der freien soziokulturellen Szene, die vorher undenkbar waren. Schließlich wurde sogar die Stelle des Kulturlotsen als Vermittlungsinstanz zwischen Verwaltung und freier Kulturszene geschaffen. Ein Meilenstein. Auch wenn es noch bis 2019 dauerte bis der Projektförderetat – auch durch die Lobbyarbeit der *Ständigen Kulturvertretung* – spürbar angehoben wurde, so ist doch die Entwicklung rückblickend durchaus positiv verlaufen.

Wir haben diesen kulturpolitischen Prozess im hEFt über die Jahre ausführlich begleitet und dokumentiert. Und wenn man heute die Ausgaben noch einmal durchblättert, erkennt man, wie steinig dieser Weg dann doch war – aber auch, wie viel Potential in dieser Stadt steckt. /// **tp**

Thüringer Plakataktion gegen Kulturabbau 2008 /// Grafik: Jim Avignon

Michael Hasler // Meike Heber // Andrea Heese-Wagner // Albert Heidler // Peter Heilbronn // Eugenia Heim // Matthias Heine // Finn-Ole Heinrich // Diana Hellwig // Hanaa Helwa // Caroline Hemmann // Johannes Hensel // André Hering // André Herrmann // Rita Herwig // Anja Hesse // Inga Hettstedt // Stefan Heuer // Eberhard Hierse // Gregor Hinz // Sandra Hlawatsch // Uwe Höfig // Katharina Hof // Paul Hofmann // Matthias Hohmann // Andrej Holm //

## Die Förderung der jungen Literatur in Thüringen

Die Förderung junger Literatur war seit der ersten Ausgabe im April 2005 ein zentraler Punkt, wenn nicht sogar der Dreh- und Angelpunkt des hEFt-Konzeptes. Gleichzeitig, und das machte sozusagen die soziokulturelle Würze aus, war es den Redaktionsmitgliedern der ersten Generation sehr wichtig, kein reines Literaturmagazin, sondern gleichzeitig auch ein Stadt- und Alltagsmagazin zu machen. Literatur sollte für alle da sein und von so vielen Leuten wie möglich gelesen werden können. Und so haben wir die hEFte nicht nur in Bibliotheken, Buchläden oder die literarischen Fakultäten der Hochschulen getragen, sondern auch fleißig in den Kneipen, Bars, Cafés und Clubs in Erfurt und Thüringen verteilt bzw. sie dorthin verschickt.

Im Laufe der Jahre haben fast 500 Autor*innen, Grafiker*innen, Fotograf*innen im hEFt veröffentlicht. Viele hatten zuvor entweder noch gar nicht oder nur sehr wenige ihre Texte, Fotos oder Grafiken veröffentlichen können. Und so manch ein Autor, so manch eine Autorin ist dem hEFt bis heute treu geblieben, trotz des Erfolges und der zunehmenden Berühmtheit, die sich über die Jahre zwangsläufig bei ihnen einstellen musste. Wie zum Beispiel Franziska Wilhelm oder Stefan Petermann – beide sind heute im Literaturbetrieb fest etabliert, mit mehreren eigenständigen Veröffentlichungen. Und von beiden ist übrigens auch noch einmal ein Text in dieser letzten hEFt-Ausgabe. Nachzulesen im Literaturteil.

Apropos Literaturteil: Dort finden sich auch in diesem Jahr die Siegertexte des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs für junge Schreibende zwischen 18 und 30 Jahren. Auch mit diesem war das hEFt über viele Jahre eng verbunden, zum einen in der Organisation, zum anderen in der Juryarbeit. Viele dort entdeckte jungen Talente zählten fortan zur »Stammkundschaft« des hEFtes und wurden in ihrer weiteren literarischen Entwicklung gefördert und begleitet. Seit dem der Wettbewerb vom Herbstlese e.V. organisiert wird, ist das hEFt Medienpartner und veröffentlicht – wie die Jahre davor auch – die Gewinnertexte in der Januar-Ausgabe.

Last but not least und bei weitem sicher (noch) nicht alles: Aber ein weiterer echter Höhepunkt war auf jeden Fall auch das Textil-Festival für junge Literatur in Thüringen, was unter dem Dach des Kulturrausch e.V. – dem Herausgeber des hEFtes – seit 2010 gleich fünfmal stattgefunden hat – zunächst in Kooperation mit Radio F.R.E.I., und zuletzt 2016 in Kooperation mit dem Lit|Art Thüringen e.V. Jedes Mal ein echtes Happening, bei dem sich die junge Literaturszene Thüringens im Garten der Alten Salinenschule oder zuletzt in der ehemaligen Braugoldbrauerei traf und austauschte, gemeinsam mit dem interessierten Publikum frischen Texten lauschte oder mit offenstehendem Mund der Ketchup-Tisch-Installations-Performance von Wolfram Lotz beiwohnte. Auch das wäre ohne die vielen, fleißigen Helfer*innen, Planer*innen und Organisator*innen, die nicht nur, aber vor allem auch aus der hEFt-Redaktion kamen, so nicht möglich gewesen. Dafür an dieser Stelle allen nochmal ein herzliches Dankeschön! /// **ap**

## Der Zusammenhang von »Punst und Kolitik«

Die Förderung junger Literatur und die kulturpolitischen Diskurse waren bis zuletzt wichtige Bestandteile des hEFtes. Sich darauf zu beschränken, war die Sache der hEFt-Redaktion dennoch zu keinem Zeitpunkt: »Weil alles mit allem zusammenhängt«. So hat es jedenfalls ein Redaktionsmitglied ganz gerne ausgedrückt. Ohne Ironie und ohne Esoterik. Und so bot das hEFt seit den allerersten Ausgaben kritischen Köpfen den Raum und die Möglichkeit, einen alternativen Blick auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände zu werfen, sie zu beleuchten und manchmal auch »vom Kopf auf die Füße zu stellen«. Mag sein, dass es da in dem einen oder anderen Jahr etwas ruhiger zuging. Aber im Großen und Ganzen ging unseren Autor*innen über die Jahre der Stoff (leider) nie aus und irgendwie beschleicht uns jetzt, da wir uns zur Ruhe setzen, das Gefühl, man müsste eigentlich schon wieder ganz von vorne anfangen. Das Themenspektrum war sehr breit gefächert. Kaum ein Thema wurde ausgelassen. Ob es Party & Patriotismus, die Sexualität im Kapitalismus, die Räumung des besetzten Hauses in Erfurt, das segensreiche Wirken von Carla del Ponte in Den Haag oder die Onkologie der kapitalistischen Ökonomie war – oder und (immer noch) ganz aktuell, das nicht tot zu kriegende rechte Denken oder der überaus gut beleumundete Ruf nach bezahlbarem Wohnraum. Es war

Sandra Holst // Daniel Homes // Reinhard Hucke // Nancy Hünger // Maria Hutmacher // Angelika Illner // Ulrike Irrgang // Andreas Ilsch // Roman Israel // Olga Jagel // Johannes Jacobshagen // Suse Janetzki // Stefanie Jeschke // U. Jesses // Günter Joksch // Little John // Ahmad Jumaa // Marc Jung // Bülent Kacan // Ben Kaltofen // Anna Kant // Harald Kappel // Andreas Kehrer // Tibor Keil // Veit Keller // Jens Keßler // Lydia Kessner // Riccarda Kiel // Evelyn Kiewert // Jens Kirsten //

für viele Geschmäcker etwas dabei. Dies, nicht zuletzt und über die 15 Jahre hinweg, immer verbunden mit der Einladung und Anregung unserer Autor*innen an die Leserschaft, sich die Sachen zu erklären, ihnen auf den Grund zu gehen, wenn sie einen stören, anstatt sie immer nur moralisch zu verurteilen. /// **ap**

**Die Freiheit der Titelblätter**

Von Anfang an stand fest: Aufs Titelblatt kommt keine Inhaltsangabe – und auf Umschlagseite vier keine Anzeige! Stattdessen war der komplette hEFt-Umschlag regionalen Grafikern zur freien Gestaltung vorbehalten. Und eine Menge bekannter und weniger bekannter Künstler haben das Angebot angenommen und uns allen wundervolle, zeitlose hEFt-Cover beschert. Zwei von ihnen gebührt ein besonderer Dank, da sie das hEFt viele Jahre lang begleitet haben: Zum einen Steffi Winkler, die seit 2007 nicht nur für das komplette Layout zuständig war und insgesamt 23 Titelgrafiken beisteuerte; sie hat mit ihrer federleichten, klaren und zugleich verspielten Gestaltung auch die Ästhetik des hEFtes entscheidend geprägt. Und zum anderen Andreas Bauer, Cover-Chef der schweren ersten drei Jahre. Er hat mit feinem Blick und viel Geschick Zahnbürsten, Wasserläufer oder Stahlbeton würdig in Szene gesetzt. Noch dazu war er lange Jahre für unsere Satire-Seite mit Ventil e.V. verantwortlich. Allen Grafikerinnen und Illustratoren sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt! Wer nicht alle Cover kennt: Wir haben sie noch einmal auf den inneren Umschlagseiten dieser Ausgabe abgedruckt. /// **tp**

**Der Niedergang des FC Rot-Weiß**

Als die erste hEFt-Ausgabe im März 2005 erschien, hing RWE schon in den Seilen. Immerhin in denen der 2. Liga. Überraschend aufgestiegen, ohne professionelle Strukturen und mit einem Kader aus abgehalfterten Söldnern hatten sie letztendlich keine Chance. Aber es kamen im Schnitt 12.000 Fans ins marode Steigerwaldstadion. In den Jahren danach wurde es nicht viel besser. Während andere Vereine wenigstens mal auf- oder abstiegen, hieß es in Erfurt stets: Mittelmaß. Immerhin einen Aufstieg schafften sie: den zum Drittliga-Dino. Lediglich unter Pavel Dotchev gelang es in den ersten hEFt-Jahren zuweilen begeisternden Offensivfußball zu spielen. In diese Phase fiel auch das sportliche Highlight der jüngeren Vereinsgeschichte: eine 3:4 Niederlage mit einem entfesselten Albert Bunjaku gegen Bayern München. Ein paar schöne Derbysiege kamen auch noch dazu. Aber das war es dann schon.

Auch mit dem Stadion hatten wir Pech. Während heutzutage niemand (niemand!) bei einem Stadionneubau für den Fußballklub der Stadt daran denkt, die Laufbahn zu erhalten, haben sie es in Erfurt getan. Und umgesetzt. Na ja, fast: Heute steht auf Jahre hin am Steiger ein »Dreiseitenhof« (Volkes Stimme ist Gottes Stimme!) mit angeschlossenem Kongresszentrum, in dem sie aus ihren VIP-Logen auf eine gesperrte Tribüne schauen. Schließlich die Insolvenz und der sportliche Niedergang in den letzten zwei Jahren.

Wir haben all das publizistisch begleitet und dabei immer das Zusammenspiel von Fußball und Kultur in den Mittelpunkt gestellt. Vor allem mit der regelmäßigen Kolumne *Fragmente aus der Abseitsfalle*, als Teil der *Rot-Weißen Kulturfabrik* und mit Veranstaltungen, wie der zum 40jährigen Jubiläum des Clubs im Januar 2006 im Stadtgarten mit Theater, Musik, Film und Lesung.

»In guter wie in schlechter Zeit …«, heißt es in der Vereinshymne. Aber ganz ehrlich: das war in den vergangenen 15 Jahren ganz schön anstrengend! Trotzdem bleiben wir dem RWE natürlich treu. Schließlich bleibt Thüringen rotweiß – mit oder ohne hEFt! /// **tp**

Foto: Sven Gatter

Jana Klar // Daniel Klaus // Ewald Kleist // Mario Klemm // Hagen Klennert // Julia Klimkeit // Manfred Klinkebiel // Frank Klötgen // Marcus Klugmann // Kerstin Köhler // Katharina Körting // Knarzibald // Evelyn Koch // Jaromir Konecny // Katharina Korbach // Alexander Kords // Andreas Kotter // Stefan Kowalczyk // Laura Kraege // Konstantin Kraft // Carolin Krahl // Andreas Krause // Lukas Krause // Maxi Kretzschmar // Michael Kriegel // Kathleen Kröger // Heiko Krone // Jürgen Krug //

### Der Friedhof der Erfurter Kulturmagazine

Nun also auch wir. Aber mal ehrlich: 15 Jahre sind schon in Ordnung. Andere nicht- oder halbkommerzielle Kulturmagazine in Erfurt strichen da erheblich früher die Segel. Da war *Die Rampensau*, aus der das hEFt hervorging. Ihr waren anschließend lediglich noch ein paar Ausgaben beschieden, bevor sie sich von der Bühne trollte. Die Zeitschrift *Wortwuchs* wurde von enthusiastischen Literaturstudent*innen der Erfurter Uni Ende der 2000er Jahre gegründet. Auch hier zerstoben die Macher nach ein paar Semestern in alle Himmelsrichtungen. Etwa zur gleichen Zeit kam *Echauffier – Magazin für Empörung*, ein wirklich ambitioniertes Projekt, das gesellschaftspolitisch für Furore sorgte. Zumindest für die wenigen Ausgaben, die ihm vergönnt waren. Schließlich *UNNU*, das Erfurter Satiremagazin, dem nach einem fulminanten Start die Chefredakteurin abhandenkam. Immerhin waren einige sehr lustige Geschichten drin und man konnte es sogar am Bahnhofskiosk kaufen. So bleibt es nach unserem Abgang der *Lirabelle* und dem *HANT-Magazin* vorbehalten, die Fahne der unabhängigen Kulturmagazine in Erfurt hochzuhalten. Und dem neuen *Ungleich-Magazin* natürlich, das allerdings ausschließlich online erscheint und damit – wenn es soweit ist – außerhalb des Print-Friedhofs seine letzte Ruhe finden wird. /// **tp**

### Für die Statistik

In summa 125 Texte oder zirka 800.000 Zeichen: Das sind die beeindruckenden Zahlen, wenn man die Texte und Zeichenzahl zweier hEFt-Autoren, die von der ersten bis zur letzten Ausgabe für das hEFt geschrieben haben, zusammenzählt. Solche Zahlen hat in den 15 hEFt-Jahren sonst niemand erreicht. Zumindest niemand, der nicht in die engere Redaktionsarbeit eingebunden war. Die beiden Kollegen haben dem hEFt nicht nur über all die Jahre die Treue gehalten, sondern waren und sind ihm bis heute auf besondere Weise verbunden. Wie viele Stunden sie an ihren Texten gesessen und geschrieben haben, wissen wir nicht. Wie oft ein*e hEFt-Redakteur*in den einen oder den anderen der beiden Herren an den Redaktionsschluss erinnern oder die Frist für die Einreichung des Textes verlängern musste, wissen wir auch nicht. Das spielt auch keine Rolle (mehr). Sie haben am Ende immer geliefert – zuverlässig und in gleichbleibend hoher Qualität. Für diese reife Leistung geht unser herzlicher Dank und unser herzlicher Glückwunsch an Stefan Werner (links) und Till Bender! /// **ap**

Fotos: Benedikt Rascop

M. Kruppe // Andreas Kubitza // André Kudernatsch // Sven Kühnhold // Annabell Küster // Christian Kujat // Julia Kulewatz // Michael Kummer // Thomas Kummerow // Karsten Kunert // Kurak // Martin Kürth // Janine Kuske // Steve Kußin // Elisabeth Laabs // Lydia-Marie Lafforgue // Olaf Lahayne // Antje Lampe // Johannes Lange // Steffen Langenhan // Bianka Langnickel // Nathalie Lauterbach // Norman Lauterbach // Mario Leibner JKL // Antonia Leise // Eva Lenz //

# Ein etwas anderes Praktikum

Wie in jedem Praktikumsbericht muss zunächst die Praktikumsstelle kurz beschrieben werden: Das »hEFt für Literatur, Stadt und Alltag« ist, wie wir alle sicherlich wissen, wenn wir das hier lesen, eine kostenlose Zeitschrift, die an vielen verschiedenen Orten in und außerhalb von Erfurt ausliegt und online verfügbar ist. Die Ausgaben erschienen bis dato vierteljährlich.

Als nächstes müssen die Motive für die Wahl der Praktikumsstelle geklärt werden. Ehrlich gesagt, war das ausschlaggebendste Motiv hierbei, dass jemand damals meinte »Wenn du relativ einfach an deine Leistungspunkte für die Uni willst, frag mal beim hEFt. Sind alles machbare Aufgaben, auch wenn du noch keine Ahnung davon hast.« Dass die altgedienten Redakteure (bitte, nicht »Chef« nennen!) sich über jede Hilfe freuten, war natürlich ein Vorteil für ein unwissendes Küken wie mich. Interesse im Bereich Journalismus und redaktionelles Arbeiten waren auch ein praktisches und gern gesehenes Mitbringsel.

Die Hauptaufgaben des Praktikums waren selbstverständlich das Schreiben von Artikeln und das damit verknüpfte Recherchieren, gerne auch von zuhause im »Home-Office«. Einer der Chefs, pardon, der Praktikumsanleiter, übernahm die pädagogische Betreuung und stand als Ansprechpartner für jegliche Fragen zur Verfügung. Jeden zweiten Tag um punkt 9 Uhr wurde per Telefonat oder manchmal auch bei nachmittäglichen Treffen der Fortschritt des Artikels mit ihm besprochen und, wenn nötig, Ratschläge gegeben. Als Morgenduscher konnte es durchaus zu Konfliktsituationen kommen. Dies entwickelte jedoch mein Zeitmanagement weiter.

Foto: Kathleen Kröger

Neben den typischen Aufgaben gab es von Anfang an auch die Aussicht darauf, sich in anderen Bereichen auszuprobieren oder sich selbst weiterzubilden, wie z.B. frisch aufgebrühten Kaffee zu trinken, ohne sich die Zunge zu verbrennen. Weiterhin durfte ich den Praktikumsbetreuer zu einer Tagung begleiten, was mit anschließendem Gebratene-Nudeln-Essen verbunden werden sollte. Leider war nur noch eine Portion übrig, die mir großzügig überlassen wurde. Einer anderen Praktikantin und mir wurde sogar die ehrenvolle Aufgabe anvertraut, die Praktikumsstelle beim Kulturstammtisch zu vertreten. Nach 2 Stunden Vorstellungsrunde, die eigentlich nur maximal 20 Minuten dauern sollte, gingen wir aber fast immer nach Hause, ohne uns weiter mit anderen austauschen zu können, da wir am nächsten Tag zur Uni mussten. Letztlich hatten wir gar keine Zeit mehr hinzugehen.

Ein prägnantes Problem beim hEFt war jedoch die allgemeine Hilfe im Büro. Der Praktikumsanleiter kochte Kaffee und hielt die Räumlichkeiten in Schuss. Es ist ihm deutlich schwergefallen, in diesen Bereichen Verantwortung abzugeben. Nur mit einer halben Stunde Bettelei ließ er sich überzeugen und ich durfte wenigstens einmal durchfegen. In allen anderen Bereichen gab er aber mit größter Hingabe sein Wissen weiter. Beispielsweise erklärte er uns wunderbar und anschaulich (inklusive PowerPoint-Präsentation) mit welchen Nicht-Flaschenöffnern man mit Hilfe von Hebelwirkung eine Bierflasche oder andere verkronkorkte Flaschen öffnen kann. Leider schaffe ich es bis heute als Einzige nicht, mit genug Schmackes den Kronkorken abzuhebeln.

Das Erlebnis endet nun nach über drei Jahren, trotz fehlender Skills im Bereich Flaschenöffnen, in einem sehr schönen Dauerpraktikum und auch ohne Weiterbestehen des hEFts werde ich im Herzen immer hEFt-Praktikantin bleiben.
/// **Annabell Küster**

Schuh N. Ley // Maria Luisa Leypold // Carsten Lincke // Harald Lindig // Jan Lindner // Rosa Linke // Frank Lipschik // Maik Lippert // Jingyun Liu // Bernd Löffer // Steffi Loos // Christian-Steffen Loth // Maximilian Ludwig // Elisabeth Luther // James M. C. // Wolfgang Mach // Ky-Mani Mähr // Georg Maltzen // Mawrik // Lara Maibaum // Cornelia Manikowsky // Anne Martin // Christina Matern // Marion Mayer // Nils Meinhardt // J. G. Melancholium // Uta Melletat // Ulrike Melzer //

# Letzte Worte

## Reisezeug

Der Autor kennt sich aus. Mit den Gefühlen zumindest. Er weiß, was er schreiben wird. Nur längst nicht wie er es schreiben soll. Um auf den Trichter zu kommen, fehlen ein paar Verrückte, die ihm das zeigen, das Handwerk, und vor allem, wie man das, was man zu sagen hat, so sagt, dass die anderen einen verstehen. An Hafträume, Wachtürme und vergitterte Fenster denkt er noch nicht.

Es ist ein warmer Tag. Der Autor hat Angst. Er kennt dort keinen. In dieser Stadt fällt es ihm schwer, lange ruhig zu sitzen. Er müht sich aus seinem Dorf, seinem Refugium und macht am Brunnen vor dem Konsumtempel Rast und überlegt, wieder umzudrehen. Irgendetwas sagt ihm: Geh!

Es ist das Jahr 2008. Der Autor hatte eine Kurzgeschichte, die seinen Gemütszustand gut verknetet, zu einem Wettbewerb eingeschickt. Daraufhin bekam er dieses Heft, in dem die Schreibwerkstatt, zu der er jetzt geht, beworben wird. Der Autor mit seinen ganzen Fragen also sucht und findet im Gebäude eines Bürgerradios schließlich die Werkstatt als Stuhlkreis mit fünf weiteren Suchenden. Zwei Werkstattleiter stellen sich und ihre Idee vor. Um Bauhaus soll es sich drehen, immerhin sei Bauhaus-Jahr, Textversuche, sagen sie. Der eine zwirbelt einen krausen Bart und spricht, wenn er nach oben an die Decke schaut. Der andere besteht aus einem einfarbigen T-Shirt. Sie würden die Texte, die hier vielleicht entstehen, hernach abdrucken, in einer Anthologie. Was sie sonst so machen … Das besagte Heft und sie organisieren so Sachen.

Na dann.

Tatsächlich, die Texte liegen ein paar Wochen später gedruckt vor: »Südtangente 20/50« heißt die Anthologie und offenbart verschiedene Herangehensweisen. Der Autor lernt sich zu entkrampfen. Da sind also noch mehr. Und wenn man sich auf eine Veranstaltung mit den beiden Herren einlässt, also dem Bart und dem T-Shirt, ist es gar nicht mehr so beängstigend, allein dazustehen, merkt der Autor.

Es erscheinen diverse Ausgaben des Heftes, in denen er sich auch ausprobieren darf. Manche Ideen werden abgelehnt, manche werden dankbar abgedruckt, kritisiert oder einfach »mitgenommen«. Dazu

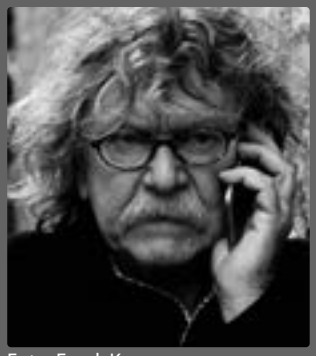


Foto: Frank Karmeyer

*Um es mit Loriot zu sagen ›Ein Leben ohne hEFt ist möglich, aber wenig nützlich‹! Ich werde das hEFt auf jeden Fall vermissen. Es hatte eine wichtige Funktion, indem es junge Autoren und Journalisten zu Wort kommen ließ, die es durch die fehlende Literaturförderung im Land eher schwer haben, gehört und vor allem gelesen zu werden. Auch mit dem Eobanus Hessus war das hEFt ja eng verbunden und damit ein Punkt, an dem viele Fäden zusammenliefen. Da kann man sich bei den Akteuren nur für den außerordentlichen Einsatz bedanken, dass dieses Stadtmagazin auf nichtkommerzielle Art und Weise und mit hohem Anspruch so lange Zeit herausgegeben wurde.*

Wolfgang Beese, Biologe, Stadtrat, Vorsitzender im Ausschuss für Bildung und Kultur aus Erfurt

Katrin Marie Merten // Kai Mertig // Karl Meyerbeer // Linn Penelope Mickwitz // Sylwia Mierzynska // Johannes Millan // Maternus Millett // Minetta // Marie Mittmann // Ernst Molke // Monique Molke // Luisa Mollweide // Vania Bastos Des Araújo Morais // Gerd Mothes // Frollein Motte // Christian Müller // M. Müller // Peter Müller // Tobias Müller // Sandra Müller // Yvonne Müller // Paul-Ruben Mundthal // Julia Neuendorf // Peter Neumann // Gerhard Neumüller //

folgen noch weitere Werkstätten, bei denen der Autor mehr und mehr Mut fasst und seine selbsttherapeutische Schreibhaltung aufgibt. Es geht in diesen Veranstaltungen um Sprache, um das Sprechen, darum zum Ausdruck zu kommen und Text zu transportieren, sodass das Publikum ihn versteht. Zum Test werden tatsächlich auch Leute eingeladen.

Die Locations variieren, die im Heft enthaltenen Künstler dürfen etwas vorstellen, auch der Autor darf mal lesen. Hört anschließend: »Der Text funktioniert nicht«, lernt andere Charaktere kennen, die gewaltige Projekte haben, und lässt seine schwerfälligen Tage hinter sich. Auch verliert er die Lust auf Alkohol, als er merkt, dass der ihm reinfunkt, wenn die Texte es gerade nicht brauchen.

Ein paar Jahre später reicht es den beiden Machern mit Bart und T-Shirt nicht mehr, nur ein paar Leute einzuladen und mit Lesepult, Haus-DJ und Moderation rumzuziehen, wenn ihre Autoren lesen. Längst sind einige der Letzteren aufgestiegen, wenn nicht zu bepreisten Schriftstellern avanciert, dann doch wenigstens nach Leipzig umgezogen und haben dabei mindestens einen Titel rausgebracht. Wobei sich alle treu bleiben: Die Soziokultur wird zum Festival.

Und wie sich das für ein größenwahnsinniges Literaturfestival gehört, gibt es jetzt T-Shirts für alle, Buttons, ein Büro und Festivalgelände mit WC. Und weil mehrere hundert Besucher herbeiströmen, greift der Bärtige zum Mikrofon, um es vor seinen regungslosen Bart zu halten und die Massen einzulullen. Manchmal auch bewegt er sich wie John Travolta auf Heroin. Die Zuhörer wippen begeistert.

Was bleibt: Dass Schriftsteller und Kulturmacher gern ein wenig Ego bewahren, das nimmt der vormals so befangene Autor mit in seine Werkstatt. Dazu die Ideen, die die Verrückten ihm überlassen haben, die er um den T-Shirt-Mann und den Bärtigen kennenlernen durfte.

Der Autor hat ein paar Grundlagen erworben, die ihm bei der weitern Ausbildung zum Schriftsteller und Trainer helfen. Darüber hinaus hat er gelernt, loszulassen, die wertvolle Zeit der Zuhörer*innen und Leser*innen nicht zu verschwenden. Und er hat sich abgeschaut, wie Menschen mit wenigen Mitteln ins Erzählen und zum Ausdruck kommen und ihre Angst verlieren.

Elf Jahre und mehrere hundert Kilometer von der Bauhaus-Werkstatt entfernt

Wieder ist es warm draußen. Hinter den Gitterstäben wird ein verkohltes Feld rasiert: Aber das interessiert die Teilnehmer in diesem hundertfach gesicherten Betonklotz nicht. Sie werden aus den Zellen geführt, gerade gab es Mittag, Gulasch und Gestopfte. Jetzt folgt ein Nachmittagsprogramm, was sie noch nicht kennen. Die meisten lesen und schreiben, aber nur im Urlaub (»Wann war der letzte?« »Mit meiner Mutter, glaub ich.« »Mit deiner Mutter, Alter?!«) oder wenn sie hier sind. Keiner traut dem anderen, jeder macht auf Hart. Geschäfte hier, Kontrollen dort. Es riecht nach Unterhose und Angstschweiß. Was eine Schreibwerkstatt ist, wissen sie nicht. Hauptsache »nichts mit Unterricht«. Sie werfen sich auf die Stühle und gucken auf den Typen da vorn, von oben bis unten. Nein, er sieht nicht aus wie ein Lauch, der dir was aufdrückt oder keinen Plan hat, wovon er labert, hier auf dieser Station, wo alle Druck haben. Er macht diese Schreibwerkstätten jeden Tag – mal mit ganz schweren Jungs, mal mit Studenten und Schülern, die nicht wissen, was sie wollen sollen. Wieso er das macht, weiß keiner. Er sei Autor, sagt er. Er kenne sich aus.

/// **Ronny Ritze**

Foto: Kathleen Kröger

*Das hEFt war stets bunt trotz des Schwarzweißdrucks. Und: Das hEFt ist das Magazin, für das ich schon immer einmal schreiben wollte. Und nun soll es bei diesen vier kargen Zeilen bleiben?*

Casjen Carl, Redaktionsleiter aus Erfurt

Jon Nielsen // Katja Nohr // Anke Nußbücker // Skog Ogvann // Sebastian Offenbecher // Mario Osterland // Lars Overmaas // Claudia Paal // Jessica Paesch // Paul Parszyk // Kerstin Pasemann // Barry Paton // André Patten // Marc Penchenat // Stefan Petermann // Konstantin F. Petry // Stephan Pfalzgraf // Martin Piekar // Stephanie Piel // Alexander Platz // Erik Plummer // Judith Gloria Pörschke // Dr. Karl Porges // René Porschen // Shannon Prehl // Sascha Preiß // Manfred Pricha //

# Liebes hEFt,

ich musste leider erfahren, dass du aufhörst. Wie kannst du nur? Es gibt dich solange in Erfurt, wie ich hier lebe. Als ich 2005 fürs Studium nach Erfurt zog, warst du da. Du hast mir gleich imponiert mit deiner lockeren Art und deiner Unabhängigkeit. So sehr sogar, dass ich von 2008 an mit in der Redaktion saß, mit Thomas und Alexander und vielen anderen an ein paar Ausgaben von dir arbeitete. So schrieb ich damals über »blühende Ruinen« Erfurts, über den Verfall des ehemaligen Schauspielhauses – das inzwischen durch den Einzug des Kulturquartiers wieder lebt und blüht. Das Schreiben für dich hat Spaß gemacht – eben weil es immer um Inhalt ging. Und den konnte man sich alle paar Monate dann an den schönsten Plätzen in Erfurt abholen – bis zuletzt kostenlos! Am liebsten war mir der kleine Kasten auf der Krämerbrücke, an dem für mich kein Weg vorbeiführte, wenn ich wusste, dass es eine neue Ausgabe von dir gibt. Und dieser Inhalt – literarischer, sozialpolitischer oder gesamtgesellschaftlicher Natur – wird nicht nur mir, sondern ganz Erfurt fehlen. Wo sonst kann man sich über wirklich wichtige Kultur- und Soziothemen der Region informieren? Wie kommt man an eine so illustre Sammlung an literarischen Texten oder an verlässliche Rezensionen zu lokalen Kunstprodukten? Mit deinem Verschwinden wird eine Leerstelle entstehen – nicht nur an den Plätzen, an denen du auslagst. Trotzdem werde ich mich weiterhin fragen: Wie kannst du nur? Ich wünsche dir natürlich einen schönen Ruhestand, den du dir längst schon verdient hast.

/// **René Müller-Ferchland**

# Ich sitze hier, ich kann nicht anders, doch aufstehen

*(frei nach D. Martin Luther, Augustinerkloster Erfurt)*

mitreißende Worte
im hEFt
zur Rede gestellt
das Blatt habe
sich gewendet
verwundert winden
sich aufgescheuchte Worte
woher kommen sie
wohin fliegen
Artikel mit Satzzeichen
verschwinden in den Köpfen
setzen sich in Lüften
des Bewusstseins fest
schwirren deftige Gegenreden
in hEFten finden sie sich
zu gefundenem Fressen
jetzt soll Schlusssss sein
noch einmal
Schlusssssssssssss damit
gesagt getan
Worte
Sätze
Gedanken
fliegen
weiter

/// **Bernd Stickelmann**

Foto: privat

*Das Ende des hEFtes ist sehr schade – nicht nur für Erfurt, sondern auch für die soziokulturelle Szene in Thüringen. Aber eins kann euch keiner nehmen: ihr wurdet 2008 erster KULTURRIESE Thüringens. Darauf einen Eierlikör!*

Bettina Rößger, Geschäftsführerin der LAG Soziokultur Thüringen

Maxim Pritula // Tobias Prüwer // Lirika Puschkina // Thomas Putz // Nicola Quass // Marcus Quent // Michel Raab // Thomas Raatz // Jana Rabisch // Michael Rabisch // Capi Rabot // Clemens Radlo // Benedikt Rascop // Ulrike Rauchmaul // Peter Raulfs // Elena Reichardt // Dortohe Reimann // Julia Reinard // Christoph Renner // Jürgen Reyer // Mathias Rhode // Almuth Richter // Patrick Richter // Sebastian Riedel // Martin Rieger // Tom Ritschel // Ben Ritter // Ronny Ritze //

# Drei unverwirklichte Ideen fürs hEFt

**1)** Lesung in diesem Erotik-Laden in der Thomasstraße, bei dem der Name schon bemerkenswert ist: Hot(t) Erotik.

**2)** Lesung dieser seltsamen Viagra-E-Mails wie: Wetten, dass Ihre Freundin vor Geilheit die Augen verdrehen wird? Oder: Komplett ohne peinliche Termine gibts einen Steifen. Sehr geehrter Herr, sonst haben Sie keine Probleme mit Ihrem Penis, allerdings wenn es zur Sache geht flacht er leicht ab … Unsere Mittel begeistern alle Männer, die sich nach der Standhaftigkeit sehnen …

**3)** Die ungestellte Quizfrage: Wer gehört nicht zu den größten Paaren der Literaturgeschichte?
A) Wilhelm und Jakob Grimm
B) Iny Klocke und Elmar Wolrath
C) Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich von Schiller
D) Thomas Putz und Alexander Platz
Mitspieler antworten.

Ja, nicht ganz einfach, ich gebe es zu. Machen wir es mal alphabetisch: Antwort A: Gehören Wilhelm und Jakob Grimm zu den größten Paaren der Literaturgeschichte? Klar doch! Sie haben die berühmtesten Märchen geschrieben und sich selbst damit in jede Literatur-Kulturgeschichte. Dass das alles dem Volk direkt abgelauscht war … nun … Wie ist es mit Iny Klocke und Elmar Wolrath? Kann man drüber streiten. Worüber man sich aber nicht streiten kann, sind die verkauften Exemplare: 13 Millionen Gesamtauflage ihrer Werke, die sie – am erfolgreichsten als Iny Lorentz – geschrieben haben. Darunter das Buch »Die Wanderhure«, das auch verfilmt wurde. Bleiben entweder Goethe und Schiller oder Thomas und Alex. Da fällt die Entscheidung schwer, aber sie muss getroffen werden. Da man den literarischen Wert so schwer messen kann, müssen andere Parameter ran – und bei denen liegen mit 15 Jahren gemeinsamer Arbeit – gegenüber zehn Jahren des Kennens und ganz und gar nur lächerlichen drei Jahren gemeinsamen Wirkens an den »Horen« eindeutig Thomas und Alex vorn. Das tun sie auch bei der Anzahl an genutzten Pseudonymen und der Förderung von Jung-Autoren. Ohne zu übertreiben, haben sie in den vergangenen 15 Jahren Dutzenden und Aberdutzenden von Autoren eine Plattform gegeben, haben sie auf die Weise unterstützt, Schriftsteller und Journalisten zu werden, waren quasi Geburtshelfer einer Autoren-Generation, Hebammen des schreibenden Geistes, Lehrer, Dozenten ohne Dü-Dü-Dü-Attitüde … Eben Thomas und Alex vom hEFt.

/// **Julia Reinard & Sven Kühnhold**

Foto: Patrick Richter

Susanne Rödiger // K. E. Rößger // Lula Rona // Slata Roschal // Kaia Rose // Carsten Rose // Thomas Rost // Ann-Kathrin Roth // Hans-Jörg Rothe // Steffen Roye // Ralf Rudolfy // Nadja Rümelin // Peter Runkewitz // Frank Ruprecht // Sylke Rupprecht // B. R. S. // I. Sabschewski // Josef Sachs // Roberta Sadykova // Ulf Salzmann // Ele Schami // Cornelia Schmerle // Torsten Schart // Clemens Schittko // Theo Schley // Kathleen Schlott // Anna Lena Schmidt // Romina Schmidt // Sophie Schmidt //

# 15 Jahre im Geschäft …

Warum ich das so konsequent verfolgt habe, weiß ich gar nicht so genau, doch solange ich für das hEFt tätig war, galt für mich immer ein Prinzip: Als Redaktionsmitglied reiche ich selbst keine Texte für den Literaturteil ein. – So richtig eins mit mir selbst war ich bei dieser Frage nie. Oft juckte es in den Fingern, doch mal was zu verfassen. Oft hatte ich ältere Texte in der Hinterhand, die schon gepasst hätten. Getan habe ich es dennoch nie. Als ich die redaktionelle Mitarbeit beim hEFt niederlegte, hätte ich dann … aber da hatten mein Literaturwissenschaftsstudium und so manche Erfahrungen mit dem Literaturbetrieb mir die Leidenschaft zum Schreiben lange schon genommen. Inzwischen ist so ziemlich alles, was ich mir mal an Techniken und Fertigkeiten angeeignet habe, eingerostet und dennoch stehe ich nun wieder vor der Frage: Soll ich oder soll ich nicht? Es würde die Sache ja schon irgendwie rund machen.

15 Jahre im Geschäft:
Liebe Grüße gehn ans hEFt!
Auf dass man sich mal wieder trefft …

… hm. Ich glaube, ich lasse es lieber.

15 Jahre – eine erschreckend beeindruckende Zahl. Mir fehlte oft der angemessene Respekt vor diesem Projekt »hEFt«. Beim Radio, wo ich (wieder) gelandet bin, kam der fast wie von selbst. Radio F.R.E.I. hat seine Historie ganz gut dokumentiert, hat beispielsweise gut gemachte Filme online, die von den Mühen des Anfangs und von jahrelangen Kämpfen berichten. Da presst man schon mal die Lippen zusammen und nickt anerkennend. Auf das hEFt übertragen, muss ich ehrlicherweise sagen, war es für mich nicht so sichtbar. Ich war ein Nutznießer, der es leicht hatte. Es war bereits alles angerichtet und etabliert, als ich dazustieß. Ich konnte mich in eine gewachsene Struktur fallen lassen und musste selbst nicht allzu viel kämpfen, um mich entfalten zu dürfen. Über die Jahre habe ich aber auch mitbekommen, wie viel Arbeit es sein muss, den Laden überhaupt am Laufen zu halten. Wir haben zusammen an Ausgaben gearbeitet, wo ich bis heute nicht weiß, wie die am Ende noch voll geworden sind. Und ehrlich gesagt war ich als oft eher verantwortungsscheues Wesen auch nie tief genug drin, um zu begreifen, was es bedeutete, diese Ausgaben voll bekommen zu haben. Vermutlich wird da die Forschung künftig einiges an Pseudonymen entschlüsseln müssen.

Da habe ich jetzt vordergründig die redaktionelle Ebene angesprochen. Natürlich gehört noch viel mehr dazu, regelmäßig ein Magazin auf den Markt zu bringen, aber allgemein gilt: »Respekt« ist das erste Wort, das an dieser Stelle von meiner Seite endlich mal ausgesprochen werden muss. Noch vor »Dank«, obwohl das auch nicht unwichtig ist. Das hEFt hat mir oft eine Beschäftigung gegeben, als die desillusionierende Passivität meines Studiums mich zu erdrücken drohte. 5 Fragen an, Schöne Aussicht, Interviews, sonstige Beiträge und Artikel. Die Texte der anderen lesen, damit in den Redaktionssitzungen arbeiten, agieren, argumentieren zu dürfen und danach das gute Gefühl, auch wirklich etwas getan und geschafft zu haben. Das war alles so viel besser als in der Universität hören zu müssen, in welchen engen Grenzen man denken durfte, weil andere schlaue Leute schon vor einem an vermeintlich alles gedacht haben. Oder die hEFt-reliest-Veranstaltungen, die in ihrer Freiheit und Unkonventionalität immer wieder einen unvergleichlichen Spaß bedeuteten. Und noch viel stärker war dieser Effekt natürlich bei sämtlichen Ausgaben des TEXTIL-Festivals, wo ich jetzt nicht den bunten Anekdotenreigen starte. Mein absolutes Lieblingsherzensfavoritenprojekt in Verbindung mit dem hEFt – so stark, so bunt, so vielfältig, dass danach oft eine fürchterliche Leere eintrat. Der perfekte Rausch für jemanden wie mich, der Drogen sonst kategorisch ablehnt. Sollte da jemals wieder etwas ähnliches angestrebt werden (wenn auch nicht mehr im hEFt-Kontext, is klar …) – bitte denkt an mich. Wenn ich kann, bin ich gerne dabei!

So. Knapp eine Seite geschrieben. Andere sollen auch was sagen dürfen, deswegen mache ich hier mal Schluss. Ich hoffe das passt so, denn ich habe beim hEFt auch etwas Hassen gelernt – die Zeichenzahlbeschränkung, die die Arbeit an einem Printmedium eben mit sich bringt! Ich will hier nichts kürzen und auch nichts auffüllen! Geht das? – Danke. /

// **John Weide**

Thomas Schmidt // Uschi Schmidt // Dominico Schneider // Jana Schneider // Dag Schölper // Anne Schön // Björn Schorr // Franziska Schramm // Maik Schröder // Nilo Schröder // Peter Schuck // Lydia Schulgina // Sabrina Schultheis // Andreas Schumacher // Johanna Schuhmacher // Lydia Schulgina // Friederike Schulz // Paulina Schulz // Stefan Schütz // Tommy Schwarzbach Wedekind // Constantin Seibt // Tim Seidel // Nele Sickel // Anna Siebert // Patrick Siebert //

# Anti-Ulbrichts Weheklag – ein Schlussmonolog

Nun haben wir den Salat, Schluss mit Lustig, die sprichwörtlichen Kosaken stehen mal wieder vor Kassel und Erfurt gibt das hEFt aus der Hand. Da steckt doch was dahinter. Das kann doch kein Zufall sein. So kurz nach meiner Wahlkampfrede, was sage ich – Wahlkampferöffnungsphilippika! Machen wir uns doch nichts vor – ein Sumpf zieht am Gebirge hin, jeder weiß das. Und nur wir vom Alternativen Faust-Diskurs schlagen da hinein – Breschen des Sagbaren, sozusagen. Weil nur wir die Eier haben, den faulen Pfuhl auch abzuziehen.

»Zu Arnstadt war´s, als wir geritten, holdrio!« Doch ich schweife ab. Zufall? Dass ich nicht kichere! Das hEFt war schließlich die eigentliche Instanz, das Thüringer Meinungsmedium, Zünglein an der Diskurs-Waage, jeder wusste das. Und ausgerechnet jetzt hören die einfach so auf?

Die wollten ein Sonderheft zu meiner Rede machen, das ist die einzig plausible Erklärung. Da mussten sie weg. Früher wären sie alle nach Bautzen gekommen, noch früher auf die Festung Königstein, heute wird in solchen Fällen eben der Geldhahn zugedreht. Wer das nicht weiß, dem ist auch nicht mehr zu helfen. Die mediale Stille nach meiner Rede dröhnt ja geradezu.

Früher schickten sie die Stasi-Spitzel zu Dutzenden ins Theater, wenn jemand es wagte, eine Faust-Inszenierung machen zu wollen. Da führte jeder Osterspaziergang durch vermintes Gelände. Der Faust-Diskurs war höchste Staatsaffäre – wenn der Spitzbart mal wieder seine Lieblingsode vorsang, die vom »Aufbau der DDR als Dritter Teil des Faust«, na ich sage Ihnen! Da rotierte die Druckerpresse beim »Neuen Deutschland«. Wir vom Alternativen Faust-Diskurs weinen dieser Zeit natürlich nicht hinterher. Aber Ordnung herrschte da. Und auf der Bühne wurde noch Deutsch gesprochen und nicht mit Blut oder Sperma gespritzt. War eben nicht alles schlecht. Doch ich schweife ab.

Wenn die wüssten, dass ich an DIESEM SATZ seit 1989 herumgefeilt habe! Kurz und knapp, provokant und doch unzensierbar, was sage ich: Pfahl im Fleische jedes Zensors! Der ultimative Drudenfuß, vor dem sie winselnd den Schwanz einziehen – selbst in Thüringen – »Die Wende ist dann vollendet …« Ja, wann denn wohl?! Nun der Hammer, die Goethe-Keule – und nicht irgendeine, sondern die Mutter aller Keulen – das Faust-Zitat. Touché !

Da würden denen die Unterkiefer baumeln, dass die Zwischenkieferknochen nur so knirschen – Sondersendungen, Talk-Runden im Hauptstadt-Studio, da könnte man dann auch gemächlich einflechten, dass Philemon und Baucis ja eigentlich nur umgesiedelt werden sollten, und der Faust selber wusste auch gar nichts davon, nur von Umsiedeln war die Rede. Wer konnte auch ahnen, dass am Schluss die ganze Hütte abfackelt. Sicher, Mephisto war natürlich federführend beteiligt, aber der Faust hat nichts gewusst! Darauf kann man auch stolz sein. Das könnte man dann ein für allemal sagen, wenn DIESER SATZ erstmal gezündet hätte, und nun die Gelegenheit – Wahlkampferöffnung, in Thüringen! In der Höhle des Goethe!

»Solch ein Gewimmel möcht‘ ich sehen« … Na, machen wir‘s kurz. Was ist passiert? Nichts. Die haben‘s gar nicht gemerkt. Weil sie dauernd nur auf ihren komischen Telefonen rumdaddeln und wahrscheinlich irgendwelche Pokémons im Gelände suchen. Verpufft im Arnstädter Abendnebel, die geniale Nebelkerze – jämmerlich verraucht.

Nun bin ich aber mal gespannt, wie sie ohne das hEFt weitermachen wollen. Die wollten ein Sonderheft zu meiner Rede machen, klarer Fall. Uns werden sie natürlich nicht los, der Alternative Faust-Diskurs lebt, und irgendwann wird auch noch mal im Hauptstadt-Studio gesagt werden, dass der Faust gar nichts gewusst hat. »Das Letzte wär‘ das Höchsterrungene«!

/// **Hans-Jörg Rothe**

Stephanie Sieburg // Christian Sie es // Johannes Smettan // P. Soller // Robert Sorg // Michael Spyra // Kristina Stancsewski // Christoph Steier // Fred Stein // Sandra Valeska Steinert // Dirk Steinig // Carsten Stephan // Bernd Stickelmann // Achim Stösser // Ruth Maria Strangel // Henry Strauch // Ulrike Tabor // Daniel Tanner // Sarah Teicher // Dirk Teschner // Anne-Katrin Thierschmidt // Sergej Tenjatnikow // Jimi Thing // Anja Thiele // Ronny Thon // Andreas Thurm // Udo Tiffert //

**Im nächsten Jahr möchte Erfurt die Bundesgartenschau ausrichten. Ventil e.V. beteiligte sich von Anfang an mit herausragenden Ideen und Konzepten an den Planungen. Doch niemand hätte mit solch einer Ignoranz und Ablehnung seitens der Stadt gerechnet. Alle Planungen wurden verworfen, bereits getätigte Investitionen nicht bezahlt, angeworbene Arbeitskräfte und Helfer aus aller Welt wurden zum Sozialfall. Die Konsequenz: Ventil e.V. ist pleite und muss zum 01.01.2020 nach vielen erfolgreichen Jahren aufgelöst werden.**

# BUGA 21 – wir sind nicht dabei!

**Hier noch einmal einige der wichtigsten abgelehnten Projektideen von Ventil e.V.**

## 2009: „Harzer machen Blau“

Im Rahmen der Planungen für die BUGA brachte Ventil e.V. die Wiederbelebung des Waidanbaus ins Spiel. Statt eines öden versiegelten Spielplatzes wäre der Hirschgarten in eine idyllische Waidplantage umgewandelt worden - der nahe Domplatz hätte bei diversen Volksfesten zur Uringewinnung hergehalten.

*Das „Wäldchen“ am Petersberg hätte man binnen kürzester Zeit abfackeln können um Platz für den Bau einer echten Festungsmauer zu schaffen.*

## 2018: „Drohnen für Puffbohnen“

Das leidige Thema „Zickzackweg“ zum Petersberg veranlasste uns zu Flugtests mit Drohnen und fliegenden Teppichen. Beide konnten erfolgreich absolviert werden und wären ein echtes „Highlight“ geworden. Doch die Stadt blieb stur und wir blieben auf den Kosten sitzen. (Die Teppiche kann man auf eBay ersteigern.)

## 2018: „Auf dem Strom zum Dom“

Der Ausbau des innerstädtischen Wassernetzes unter dem Motto „Auf dem Strom zum Dom“ wurde trotz eines überzeugenden Konzepts nicht realisiert. Die neue „Hafen-City“ mit dem Zughafen als Umschlagplatz hätte Erfurt gut zu Gesicht gestanden - schade drum.

## 2010: „Wir brennen für Erfurt“

Damals unterbreiteten wir die Idee, die lokale Wirtschaft durch gezieltes Abbrennen innerstädtischer Gebiete anzukurbeln (Abbrennprämie). Ein toller Nebeneffekt für die BUGA-Planungen wäre dabei die (zufällige) Brandrodung von lästigen Baumbeständen gewesen. Hätte man damals nur auf uns gehört ...

*Wanke wankte nicht - aber die Stadt. Seilahn ade ....*

## 2011: „Erfurt 21 - wir sind dabei“

Schon 2011 brachte Ventil e.V. den Wiederaufbau der kompletten Stadtmauer inkl. Grünflächen am Flutgraben ins Spiel. Statt einer stattlichen Mauer gibt es nun nur einen lächerlichen Baumkronenpfad auf dem Petersberg. Auch die Seilbahn-Idee vom Domplatz auf den Petersberg wurde damals verworfen.

Der Dom-See *mit direkter Verbindung ins Eichsfeld hätte nicht nur katholischen Pilgern gefallen. Auch für die BUGA-Besucher wären die Gondelfahrten eine Attraktion gewesen.*

# Ventil e.V. – Das Ende einer Ära

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Foto: Kathleen Kröger

# Andrea Berg muss warten

*Als einer von Wenigen gehört Rondo-René Schulz zu den Talenten, von denen auch außerhalb Erfurts regelmäßig in den Nachrichten zu lesen ist. Das charmante Multitalent ist ein Allrounder und das nicht nur in der Unterhaltungsbranche. In den letzten Jahren ist er auch immer häufiger als Politikexperte und Honorardozent gefragt, vernachlässigt dabei jedoch weder seine Bühnenkunst, noch die Nähe zu seinen Fans.*

Ich bin nervös. Als Journalistin bin ich es gewohnt, mit Menschen der Öffentlichkeit zu sprechen und auch nicht davor zurückzuschrecken, wenn es mal persönlich wird. Die Liste meiner Interviewpartner ist lang, doch das Treffen mit Rondo René Schulz stellt mich vor eine neue Herausforderung. Ich treffe den Wahl-Erfurter in einem seiner Stammcafés, um einen Blick hinter die Fassade des umschwärmten Performers mit dem weltmännischen Auftreten zu werfen.

Soweit ich recherchieren konnte, begann Rondos Karriere im Jahr 2009 als Reiseleiter eines Busunternehmens, mit dem er durch Südthüringen tourte. »Jahrmärkte, Dorffeste, Kindergeburtstage. Eigentlich habe ich alles mitgemacht«, erinnert sich der Entertainer, der damals noch unter dem Namen Rainer Maria Fassbrause firmierte. Sein persönlicher Aha-Moment kam direkt bei der ersten Fahrt, auf der er sich schlichtweg selbst entdeckte: »In zweierlei Hinsicht wollte ich an diesem Punkt eine Veränderung. Die Bühne war einfach viel zu klein, und es war zu wenig Publikum. Das erschien mir einfach nicht passend«.

> *»Ja, ich mansplaine viel. Aber ich weiß eben auch alles.«*

Auf einer der nächsten Bustouren kam dann das schicksalhafte Angebot, dass den erwartbaren Durchbruch für Rondo bedeutete: »Auf einer Fahrt traf ich einen hEFt-Redakteur, der mich für einen Auftritt bei der nächsten hEFt-reliest buchen wollte. Da dachte ich dann: Ok, die Größenordnung stimmt, der Rahmen ist adäquat, die Bedeutung des Magazins groß – hier fühle ich mich passend dargestellt. Ich habe sofort zugesagt«.

Auf die Frage, welche Starallüren er habe, winkt der Mann, der einst die Herzchensonnenbrille salonfähig machte, ab. »Da bin ich wirklich unprätentiös. Im Backstage bestehe ich wirklich nur auf zwei Dinge: abschließbare Räumlichkeiten und eine Großpackung Kaloderma«. Und vor jedem Auftritt lässt Rondo es sich nach all den Jahren im Showgeschäft nicht nehmen, in die wartende Menschenmenge einzutauchen und sich unter die Leute zu mischen. Auch während unseres Gesprächs macht er immer wieder Selfies mit auf ihn aufmerksam gewordenen Fans – ohne mich dabei zu vernachlässigen.

Die große Zuneigung seiner Anhänger*innen kann sich Rondo gut erklären: »Ich hab mich ja am Anfang selbst gewundert und auch wirklich enge Freunde, gefragt, ob ich wirklich so unwiderstehlich bin. Manchmal stimmen ja Selbst- und Fremdwahrnehmung nicht so überein. Aber tatsächlich habe ich noch Niemanden getroffen, der mir in diesem Punkt widersprochen hat«. Angesprochen auf den gelegentlichen Vorwurf, er wäre arrogant, hebt er die Hände und sagt: »Dass ich sehr gebildet bin, ist eine Tatsache. Und ja, ich mansplaine viel. Aber ich weiß eben auch alles. Dazu sehe ich auch noch unglaublich gut aus, was natürlich nachrangig ist, aber da kann ich schon verstehen, dass manche Leute das nur schwer ertragen können«.

Im Grunde hat der Künstler nur eine wirkliche Schwäche: seine tiefe Zuneigung und Verehrung der Sängerin Andrea Berg. Umso mehr verwundert es, dass Rondo noch nie mit der Trägerin der »schönsten Beine des Showgeschäfts« gemeinsam aufgetreten ist. »Andrea hat mich schon mehrfach gefragt. Aber ich habe immer abgelehnt. Sie ist ja eine großartige Künstlerin, wirkt aber neben mir einfach nicht.«

Nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Privaten hat sich der »Präsent 20«-Anzug als das Markenzeichen des Entertainers etabliert. Er trägt ihn auch zum Interview und erklärt, dass es sich dabei um ein Erbstück handelt, was einst zum 20. Jahrestag der DDR der werktätigen Bevölkerung geschenkt wurde.

Zum Ende des Gesprächs frage ich nach dem Erfolgsrezept des Alleinunterhalters, der einfach aus dem Nichts da war und von dem nicht einmal Geburtsdaten herauszubekommen sind. »Man muss einfach machen. Die meisten Menschen sind leicht zu erheitern. Glücklicherweise. Da hat es mir Erfurt auch leicht gemacht. In der Provinz gibt es nicht viel Konkurrenz. So ist die Stadt zu meinem Universum geworden. Wenn du was kannst und gut bist, ist es eigentlich scheißegal, wo du es machst.«

Nach diesen großen Worten kehrt andächtige Stille ein. Was kann sich ein Star mit so einer Vita noch für Ziele stecken, wo er doch schon alles erreicht hat? Rondo überrascht mit einer prompten Antwort: »Ich lehne mich zurück und genieße es einfach«. /// **Kathleen Kröger**

Sebastian Tippelt // Tiphan // Kinga Toth // Constanze Trommer // Olaf Trunschke // David Turashvili // Die Güte Üte // Jens Uhlig // Sandra Uhlitzsch // Konstantin B. Umicewski // Nils Unbehauen // Angelina Urbanczyk // Ella van der Haide // Kristin Vardi // Peter Paul Verdandi // Johanna Vetter // Kathrin Vitzthum // Romina Voigt // Ulla von Nöthen // Dirk Wachsmuth // Antje Wagner // Julian Wagner // Max Walther // Werner Wanitschek // Fräulein Wankelmuth // John Weide // Sebastian Weise //

# Die fünf besten hEFt-reliest-Momente

**café togo, 29.09.2005:** In der dritten hEFt-Ausgabe erschien ein fiktives Interview von Paolo Fusi mit dem damaligen Kulturbeigeordneten Karl-Heinz Kindervater zur Situation der freien Kulturszene in Erfurt. Zur hEFt-reliest im café togo wurde dieses brisante Gespräch noch einmal nachgestellt – zur Sicherheit hinter einer Schattenwand. Ein Meilenstein!

**Kunsthaus Erfurt, 28.09.2006:** Das waren noch Zeiten! Niemand wollte bei unserem hEFt-Preisausschreiben mitmachen und ein gebrauchtes Fahrrad gewinnen. Also mussten wir zur hEFt-reliest handeln. In einer expressiven Kunstaktion flexten es unsere Mitarbeiter unter Missachtung jeglicher Arbeits- und Brandschutzbestimmungen zu Schrott. Manchmal muss man eben auch konsequent sein.

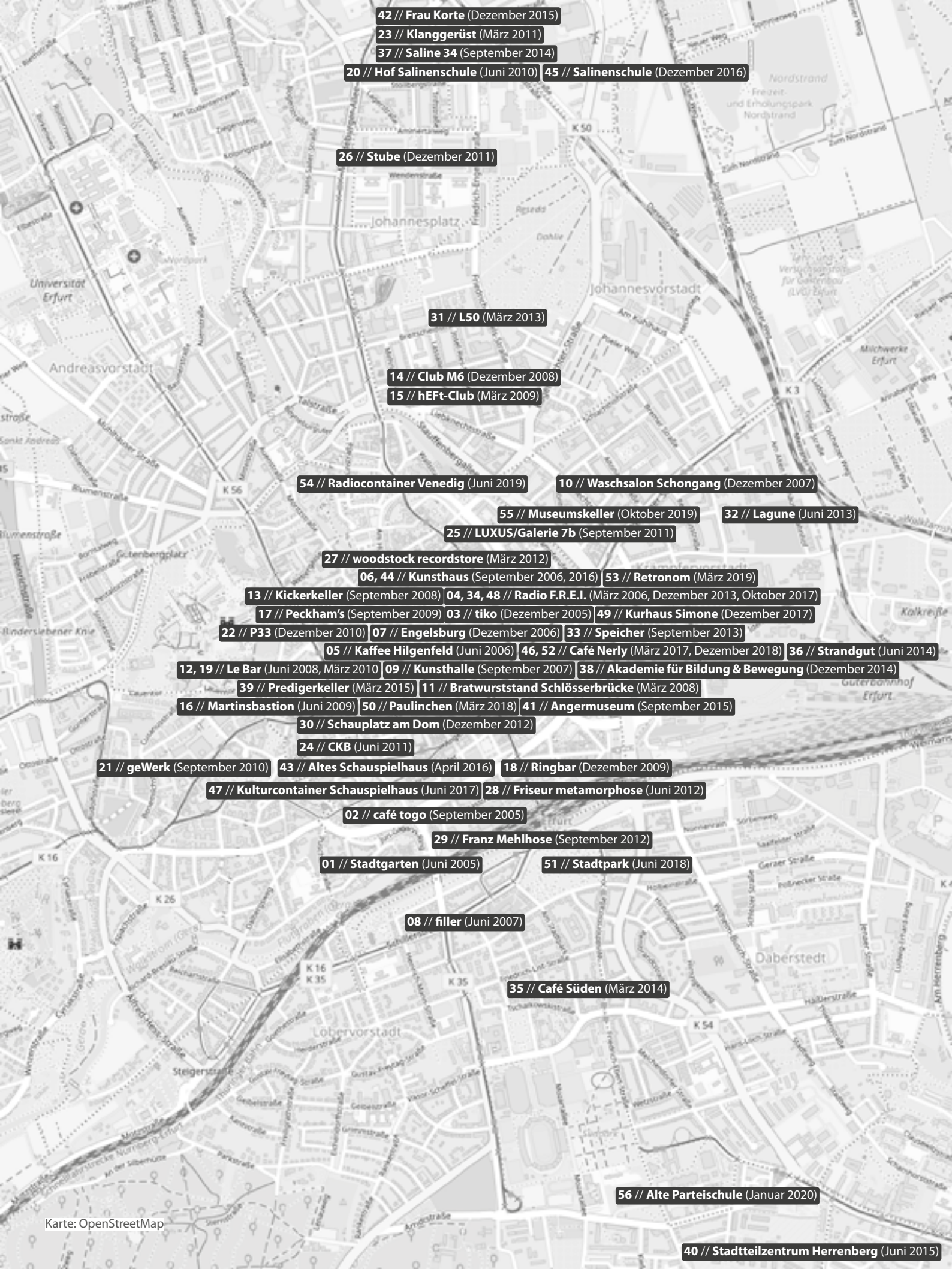
**Waschsalon Schongang, 27.12.2007:** Während das Publikum im warmen Waschsalon saß, stand das Lesepult draußen in der Kälte. Unsere Autoren nahmen die ungewöhnliche Herausforderung an, harrten im unbeheizten Bus aus und lasen hernach tapfer ihre Texte, die nach drinnen übertragen wurden. Anschließend durften sie hereinkommen und sich ihren verdienten Applaus abholen.

**Kickerkeller, 25.09.2008:** Für unseren Beitrag zum damaligen städtischen Themenjahr »200 Jahre Erfurter Fürstenkongress« mussten wir gar nicht so tief in die Tasche greifen. Ein paar Bürsten und alte Uniformen waren schnell besorgt – mehr war für den »Erfurter Bürstenkongress« im Rahmen der hEFt-reliest nicht nötig. Am Ende machte das Publikum sogar noch freiwillig bei der Polonaise mit. Herrlich!

**P33, 29.12.2010:** Rauch stieg auf, ein leichter Donner war zu vernehmen, dann öffnete sich langsam die riesige Bodenplatte und es erschien: Audi-Jens. Aus den Tiefen des P33 heraufgekommen begrüßte er in Jesuslatschen und Jeansweste das zahlreich erschienene Publikum zur Jahresend-hEFt-reliest 2010 und führte es anschließend durch den Abend. Ein epochaler Moment der hEFt-Geschichte!

Fotos: hEFt

Ute Weiß // Natalie Wendt // Stefan Werner // Anton Wersinsky // Jonas M. Wetzel // Poul Weygel // Sabine Wiedemann // Franziska Wilhelm // Lisa Winkelmann // Ron Winkler // Steffi Winkler // Konstantin Winter // Johannes Witek // Nadine Witt // Ingeborg Wolf // Kerstin Wölke // Ingo Wolf // Lula Wolf // Teresa Wzorek // Norman Zacharias // Juliane Zimmermann // Laura Caterina Zimmermann // Christopher Zobel // Aleksandar Zograf // Jakob Zwiebler


42 // Frau Korte (Dezember 2015)
23 // Klanggerüst (März 2011)
37 // Saline 34 (September 2014)
20 // Hof Salinenschule (Juni 2010)
45 // Salinenschule (Dezember 2016)
26 // Stube (Dezember 2011)
31 // L50 (März 2013)
14 // Club M6 (Dezember 2008)
15 // hEFt-Club (März 2009)
54 // Radiocontainer Venedig (Juni 2019)
10 // Waschsalon Schongang (Dezember 2007)
55 // Museumskeller (Oktober 2019)
32 // Lagune (Juni 2013)
25 // LUXUS/Galerie 7b (September 2011)
27 // woodstock recordstore (März 2012)
06, 44 // Kunsthaus (September 2006, 2016)
53 // Retronom (März 2019)
13 // Kickerkeller (September 2008)
04, 34, 48 // Radio F.R.E.I. (März 2006, Dezember 2013, Oktober 2017)
17 // Peckham's (September 2009)
03 // tiko (Dezember 2005)
49 // Kurhaus Simone (Dezember 2017)
22 // P33 (Dezember 2010)
07 // Engelsburg (Dezember 2006)
33 // Speicher (September 2013)
05 // Kaffee Hilgenfeld (Juni 2006)
46, 52 // Café Nerly (März 2017, Dezember 2018)
36 // Strandgut (Juni 2014)
12, 19 // Le Bar (Juni 2008, März 2010
09 // Kunsthalle (September 2007)
38 // Akademie für Bildung & Bewegung (Dezember 2014)
39 // Predigerkeller (März 2015)
11 // Bratwurststand Schlösserbrücke (März 2008)
16 // Martinsbastion (Juni 2009)
50 // Paulinchen (März 2018)
41 // Angermuseum (September 2015)
30 // Schauplatz am Dom (Dezember 2012)
24 // CKB (Juni 2011)
21 // geWerk (September 2010)
43 // Altes Schauspielhaus (April 2016)
18 // Ringbar (Dezember 2009)
47 // Kulturcontainer Schauspielhaus (Juni 2017)
28 // Friseur metamorphose (Juni 2012)
02 // café togo (September 2005)
29 // Franz Mehlhose (September 2012)
01 // Stadtgarten (Juni 2005)
51 // Stadtpark (Juni 2018)
08 // filler (Juni 2007)
35 // Café Süden (März 2014)
56 // Alte Parteischule (Januar 2020)
40 // Stadtteilzentrum Herrenberg (Juni 2015)
Johannesplatz
Johannesvorstadt
Andreasvorstadt
Universität Erfurt
Nordstrand
Daberstedt
Löbervorstadt
Steigerstraße
Gutenbergplatz
Güterbahnhof Erfurt
Kalkreiße
Milchwerke Erfurt
K 3
K 16
K 26
K 35
K 50
K 54
K 56
Karte: OpenStreetMap

**Vinylecke**
*Die Platte zum hEFt*

# Letzte Worte

Die letzten – in toto finalen – Worte gelten als universaler Nachlass eines Menschen an die Nachwelt im Angesicht des nahenden und unausweichlichen Ablebens. Nicht wenige – obgleich nicht immer zweifelsfrei verbriefte – »Letzte Worte« haben sich in das kollektive Gedächtnis der Welt gebrannt. So lassen sich berühmte letzte Worte auch in der Kunst, in der Literatur und (naturgemäß) in der Musik wiederfinden. Musiker verbringen zumeist ihr ganzes Leben damit, die perfekten – finalen – Zeilen zu kreieren, mit denen sie zu ihren Fans sprechen. Doch wenn der Tod dann aber tatsächlich eintrifft, kommt selten was Tolles dabei raus. Und das ganz unabhängig davon, wie großartig die Songtexte zu Lebzeiten waren. Dabei liegt die Vermutung nahe, dass nicht die Songwriterkünste entscheidend sind, mit welchen Worten man diese Welt verlässt, sondern vielmehr die Todesumstände.

So sagte beispielsweise Cozy Powell, einst Mitglied der Band Black Sabbath, während eines Autounfalls zu seiner Freundin am Telefon: »Oh shit!« Der große Bob Marley soll seinem Sohn »Das Geld kann Leben nicht kaufen« als letzte Botschaft hinterlassen haben, bevor er starb. Während Edith Piaf, am Lebensende angekommen, meinte: »Für alles im Leben muss man bezahlen«. Kurz und knapp hingegen hielt es da James Brown. Kurz bevor er starb, soll er zu seinem langjährigen Manager Charles Bobbit gesagt haben »Ich gehe jetzt weg.« Barry White hingegen soll zu seiner Krankenschwester gesagt haben »Leave me alone, I'm fine« bevor er entschlief. Übrigens hatte Barry White nie einen Nummer-Eins-Hit in den Charts. Auf die Frage, ob ihm das was ausmachen würde, soll er gesagt haben: »Wieso? Ich habe zwar keinen Nummer-Eins-Hit, dafür vögeln die Leute zu meiner Musik«.

Apropos Vögeln: den Vogel hat einst der King of Rock'n'Roll höchstpersönlich abgeschossen. Laut den Memoiren von Ginger Alden, der letzten Frau von Elvis, sagte sie noch zu ihm: »Schlaf nicht im Bad ein.« Elvis erwiderte daraufhin: »Okay, mach ich nicht.« Allein, er hielt sich nicht an sein Versprechen. Der noch lebende Hamburger Rapper Samy Deluxe hat übrigens vorsorglich sein ganzes sechstes Soloalbum (erschienen am 29. April 2016) »Berühmte letzte Worte« genannt.

Und für die Vinylecke ist es jetzt auch an der Zeit mit den Worten Peter Alexanders zu sagen: »Tja, also diesmal ist es wirklich soweit, sehen Sie, jede Stadt hat Ihr eigenes Abschiedslied, Ihr eigenes Abschiedswort, in Paris zum Beispiel singt man, ›Bonsoir, Bonsoir, Paris‹ oder in Rom sagt man ›Ciao‹ oder musikalisch ›Arrivederci Roma‹ und bei uns in Wien, da sagt man ganz einfach ›Servus‹ … Es kommt für alles schon einmal die Endstation, man ändert heut' sein G'Spusi, wie sein' Lieblingsmusi, per Saison. Sag' beim Abschied leise ›Servus‹, nicht ›Lebwohl‹ und nicht ›Adieu‹, diese Worte tun nur weh. Doch das kleine, Wörter'l ›Servus‹, ist ein lieber letzter Gruß, wenn man Abschied nehmen muss.« /// **Stefan Werner**

# Letztmalig offenes hEFt-Büro

In deinem hEFt-Archiv fehlen noch alte Ausgaben? Du möchtest die Trauer über das hEFt-Ende gerne mit anderen teilen? Und überhaupt wolltest du uns all die Jahre schon immer mal richtig die Meinung sagen? Dann gibt es noch diese eine Möglichkeit:

**Samstag, 18. Januar**
zwischen 11 und 17 Uhr
hEFt-Büro in der Salinenschule
Erfurt, Salinenstraße 141

**Komm vorbei, wir trauern mit dir –**
**und halten Getränke bereit!**

hEFt-Familienaufstellung
2005 bis 2020 (unvollständig)
/// Foto: Boris Hajdukovic

## *Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2019*

*Auf den folgenden Seiten veröffentlichen wir die zwei Siegertexte des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes 2019. Der Wettbewerb wird seit 2001 ausgeschrieben und findet in diesem Jahr zum zweiten Mal unter dem Dach der Erfurter Herbstlese statt. Junge Autorinnen und Autoren aus Thüringen im Alter von 18 bis 30 Jahren waren aufgerufen, selbstverfasste Prosa oder Lyrik einzusenden.*

# Schiefer

**Von Linn Penelope Micklitz**

Die Fenster lassen sich noch öffnen in diesem Zug und ich lehne mich hinaus. Ein Milan dreht sein Heck gegen den Wind, die Kerbe im rötlichen Schwanz hebt sich ab gegen das Gelbgrau des Himmels. Tief gefingerte Flügel, gewinkeltes Carpalgelenk, Königsweihe. An den Unterseiten der Wolken sammelt sich das letzte Licht. Ich hatte gelesen, dass die Sonne, von anderen Planeten aus betrachtet, weiß erscheint. Der Mond an diesem Ort nicht mehr als ein Wolkenfetzen. Der Nebel hängt über den Wäldern, drückt sich in die Kronen hinein, bevor er vom Wind beiseite geschoben und zerfasert wird. In diesen Wäldern kann man noch unentdeckt bleiben, wenn man es darauf anlegt. Der Milan geht tiefer, legt sich in eine letzte Böe, bevor er zwischen den Fichten verschwindet.

In einem Koan, einem Rätsel, zeigt ein Meister auf ein paar Gänse und wendet sich an seinen Schüler »Wohin fliegen sie?«, will er von ihm wissen. Der Schüler überlegt kurz und sagt »Weg«. Der Meister kneift ihn in die Nase und korrigiert »Sie fliegen nicht weg. Denn sie sind ja noch da, nur hier sind sie nicht. Wohin also sind sie geflogen?«

Ich greife nach dem Fernglas, ich schwanke, nichts lässt sich fokussieren.

Durch die Bäume werden alle hundert Meter verfallene Trafostationen und Baracken sichtbar. Das Tal hat keinen Namen und es ist so eng, dass es keinen braucht. Materia prima. Die Landschaft gleicht einem offenporigen Papier. Alles durchdrungen voneinander. Autos, Fahrräder und Gesichter, die sich nicht einfügen, immer aussehen, wie eben erst abgestellt in ein Experiment. Blasse Häuser, die weit auseinander stehen. Kein Mittelpunkt, nur Hingestreutes. Menschen kommen hier an, um für sich zu bleiben. Niemand hatte daran gedacht, ein großes Ganzes zu schaffen, die Gebäude scheinen ohne Bezug zueinander. Jedes Haus wie ein Floß. Der Friedhof, in dem die Grabsteine rasch sinken und nur von Efeu an Ort und Stelle gehalten werden.

Mit jedem Zug der vorbei fährt, bricht der Putz von den Wänden des alten Bahnhofs. Die Gleise kaum noch zu erkennen, die Weichen rostig und bloß, die Prellböcke am Ende jeder Abzweigung sind aufgegeben und vergessen worden. Durch die Netze, die Strassen und Gleise vor Steinschlag schützen, wachsen kleine Birken.

Die Orte, die ich durchwandern würde, verbinde ich mit dünnen Linien und habe das Gefühl, mir auf der Spur zu sein. Beweis einer Suchbewegung. Dokumentation von Schritten in eine Richtung.

Ich steige aus dem Zug. Die Unterführung zum zweiten Gleis war gesperrt worden, ein Bagger steht still auf dem Bahnsteig. Glatter Beton zieht sich um den Teich auf dem Bahnhofsplatz. Der Wind wird im Wasser sichtbar, dessen Oberfläche für einen Moment aussieht wie eine Haut, und in den Vögeln, die hinter einem Neubaublock hervortreiben.

Am Ufer stehen noch die beiden steinernen Waldziegen auf den Hinterbeinen, in enger Umarmung.

Die Straße führt Richtung Norden aus der Stadt, endet in einer bröckeligen Kante am Rand des Ackerlandes. Hier beginnt der Weg in den Wald, erst auf Geröll, später auf festgetretener Erde. Die Luft ist zu kalt für Gerüche, das Licht, dessen Quelle nicht mehr auszumachen ist, legt sich wie Wasser um die Dinge. Alles, was vor mir liegt, scheint hell und klar umrissen, nur in der Ferne milchige Verdichtung der Luft. Die Bäume geraten in Bewegung. Als der Wind mich erfasst, trete ich zwischen die Stämme, wie man hinter eine Bühne tritt.

Ich betrete das kleine Naturschutzgebiet, das mir als Kind vorkam wie ein Kontinent. Drei Teiche, von alten Bäumen gesäumt und Buschwerk, in dem ich hockte wie ein Tier. Schmale Pfade, begrenzt von Sumpfigem und bröckelnder Erde.

Doch der aufgewölbte Ufersaum liegt bloß, die Bäume sind fort. Ich erklimme das Brachland, auf Wasser wartend, doch da ist nur eine gewaltige Mulde, angefüllt mit trockenem Gras, Schilfen und Kamille, wilder Möhre, Disteln, Rohrkolben, Rainfarn.

Die Landschaft ruft »Ich war Wasser«. Und ich »ich weiß«.

Ich erreiche ein verlassenes Grundstück, der Weg geht über in sandigen Waldboden. Ich finde den Hof mit offenen Türen und leeren Ställen. Das Scheunentor ist zugewachsen, Trollblumen, dort wo früher nur Brennnesseln standen. Die gelben Köpfe reichen bis zum gusseisernen Riegel und den gekreuzten Holzstreben über der verwitterten Eichenschalung. Insekten, die am Abend auf der Blüte einschlafen, bleiben gefangen bis zum Sonnenaufgang. Wenn sie in der geschlossenen Blüte erwachen, wird das Vibrieren ihrer Flügel hörbar, die gegen die Stempel schlagen. Man erkennt diese Blüten an dem Chaos, das die Insekten in ihnen zurücklassen. Die Staubblätter zerknickt, die Pollen überall verteilt auf den Kronblättern, wie die Flocken einer Schneekugel nach heftigem Schütteln.

Ich folge verrottenden Zaunpfählen. Dieses Land zieht seine Grenzen selbst, sagen die Männer hier, wenn sie im Frühjahr das nasse Holz aus dem Boden holen und gegen frisches tauschen.

Der Pfad führt in den Hain. Ein leichter Anstieg, jeder Schritt weich auf Nadeln und grauem Sand. Die Wurzeln der Fichten streben fort vom Stein, auf dem sie stehen. Trockenes fällt von den Bäumen, als streife jemand durch die Äste. Der Hain endet nach wenigen Metern. Ich trete an den Rand des Felsens und blicke an der Bruchstelle des Rotliegend in die Tiefe. Dreißig Meter sind es von hier bis zum Grund, nach fünfzehn Metern kommt das Wasser. Die Flutung eine Maßnahme gegen die Springer, die vor der Wende in den Ort reisten, um sich umzubringen. Im tiefsten Teil des Tals erkenne ich das Fundament eines Wohnhauses, Rohstoffe, Werkzeuge, einen rostigen Bagger, auf der Seite liegend.

Das Grasland unter mir endet, wie die Helligkeit, die gerade noch den Talgrund erreicht. Es gibt keinen Übergang, das Gebirge besteht aus Grenzen. Wasser, Wiese, Wald. Diluvion, verlorenes Land.

Die Hände meiner Großmutter. Bei der Begrüßung fasste sie mich immer an den Schultern, beugte sich hinab, um mich zu umarmen, auf

halbem Weg verließ sie die Kraft, was aus unserer Begrüßung eine Art des Zusammenfallens gemacht hatte. Der Druck ihrer Finger war fester geworden, wenn sie sich abstütze auf mir, um sich wieder aufzurichten.

Die Nachmittage verliefen immer gleich. Sie hob alte Kuchenränder aus dem Gefrierfach und stellte sie zum Tauen auf die Fensterbank, verrührte Reste von Kompott mit übrig gebliebenem Joghurt und Früchten aus dem Garten. Dann füllte sie zwei Schalen damit, die Kuchenränder, strahlenförmig angeordnet auf einem Teller. Wir aßen schweigend. Sie stippte ihre Ränder in die Schüssel. Nach dem Abwasch holte sie die Rätselhefte aus ihrem Sekretär und wir saßen bis zur Dämmerung einander gegenüber, ich löste die Buchstabenrätsel, sie die Logika. Sie half mir, wenn ich nicht weiterkam. Tochter der Demeter mit zehn Buchstaben.

Ich verlasse den Steinbruch, vorbei an den gewaltigen Findlingen, in deren Oberfläche frühere Siedler Zeichen geschnitten haben. Jeder Stein trägt nur ein einziges Zeichen. Es gibt jene, die älter sind als das Dorf, geschwungene Linien, die sich zu Knoten verbinden und um Unsterblichkeit bitten für den, der sie in den Fels gekratzt hat. Eine Rune zeigt vier Bögen, die in einer Mitte zusammenlaufen, gehalten durch einen inneren und einen äußeren Kreis. Und es gibt die Zeichen, die die Dorfbewohner hinterlassen haben. Aufgemalte Kreuze, christliche Symbole aus dem Mittelalter, Zeugnisse einer Ehrfurcht, die aus dem Wald in die Kirche gewandert ist und hier langsam verblasst.

Ich las bei Ingrid Bachér wie die Erde zu Abraum wird.

»Kein natürliches Ende ist erlaubt, kein Zerfall aus Schwäche.«

Ich erreiche die kleine Lichtung und da ist er, der Fluss. Er scheint sich nicht festlegen zu wollen und verbreitert sich scheinbar willkürlich in alle Richtungen. Dort, wo das Land trocken scheint, tritt das Wasser doch hervor. Das Gras steht hüfthoch, meine Füße sinken ein, als ich mich hinab beuge. Der Fluss ist klar und schmeckt nach Metall. Ich greife nach einem dunkelgrauen Alpenkalk, durchzogen von weißen Adern. »Warum hat der Stein Linien?«, fragte ich meinen Großvater.

»Je mehr Gänge ein Kiesel hat, desto öfter ist das Gestein, aus dem er stammt, gebrochen. Die Gänge füllen sich mit Calcit aus Regenwasser und heilen. Der gebrochene Stein wächst wieder zusammen. Natura sanat. Es sind Narben.«

Er sagte, ich solle Respekt haben, diese Kiesel seien über zweihundert Millionen Jahre alt.

Ich befühlte den Verlauf der Kalkadern und behielt den Stein.

Elf Jahre nachdem ich ihn aus dem Fluss hob, lasse ich ihn in die unsichtbare Strömung fallen und gehe in die Richtung, aus der das Wasser kommt.

Der Boden steigt an, ebenmäßig und aufgeräumt. Keine Pilze, keine Moose, keine Farne. Rot, wie der Grund der aeolis quadrangle auf dem Mars. Senkrecht stehende Stämme, je eine Schrittlänge entfernt voneinander. Die Nadelblattkronen zerlegen das einfallende Licht in kleinste Strahlenpunkte. Mit ihren Schuppen und den dünnen, waagerecht abstehenden Ästchen, die sich tastend zueinander hinstrecken, hielt ich sie lange für Mischwesen aus Pflanze und Insekt, die ihre Flügel zugunsten der Wurzeln aufgegeben hatten.

# Vergessen

**Von Christoph Renner**

Der peinlichste Moment in Werner Eils Leben ereignete sich 1969, in Frankfurt, bei einer Adorno-Vorlesung. Drei Studentinnen traten nach vorn und entblößten ihre Brüste. Noch bevor Adorno unter Tränen die Polizei rief, passierte es: Der Student Eil bekam eine Erektion. Die Sitzplätze waren eng, und zum Glück gab es Schwingtische. Trotzdem träumte Eil noch oft davon, wie einer vom SDS plötzlich aufsprang, auf die Beule zwischen seinen Beinen zeigte und ihn als reaktionäres Arschloch beschimpfte.

Werner Eil steht auf der Veranda seines Hauses am Starnberger See. Seit wann, das weiß er nicht. Den Bau hatte er Anfang der Neunziger in Auftrag gegeben, gleich nach seinem Ruf an die Universität Leipzig. Die Philosophischen Fakultäten rissen sich damals um ihn, sie wollten unbedingt einen der großen Köpfe der alten Bundesrepublik in den Osten holen. Eil sagte zu und wurde, wie er sich selbst heimlich nannte, zum klügsten Pendler der Republik. Die Wasserqualität des Starnberger Sees ist bis heute exzellent.

Die Pfeife von Professor Ebersburg war stark gebogen, mit einem Topf aus Voliereholz und einem am Ansatz geriffelten Mundstück aus Elfenbein. Wenn die Pfeife ausgeraucht war, steckte er sie in die linke Tasche seines Kordsakkos, das über dem Stuhl hing. Ebersburg hatte gerade zehn Minuten doziert, als es plötzlich nach Qualm zu riechen begann. Ebersburg redete weiter. Aus seiner linken Sakkotasche stieg dünner Rauch auf. Ebersburg redete weiter. Als kleine Flammen aus Ebersburgs‘ Sakko schlugen, rutschten die Doktoranden immer nervöser auf ihren Stühlen umher. Ebersburg redete weiter. Da meldete sich endlich einer, wartete, bis Ebersburg ihn registrierte, und sprach in betont unaufgeregtem Ton: »Professor Ebersburg, Ihr Sakko brennt.« Ebersburg roch seit dem Krieg nichts mehr. Es war nicht Eil, der sich gemeldet hatte.

Eil verflucht die Fliesen auf seiner Veranda. Damals hatte er dem Fliesenleger einen sorgsam zusammengefalteten vergilbten Zettel in die Hand gedrückt und ihn gebeten, diesen unter irgendeine der Fliesen zu platzieren. »Aber sagen Sie mir auf keinen Fall, unter welche.« Der Fliesenleger hatte ihn mit hochgezogenen Augenbrauen angeschaut, dann aber genickt.

Am Lehrstuhl Ebersburg der siebziger Jahre war sich jeder selbst der Nächste. Zwölf Doktoranden buhlten um seine Aufmerksamkeit und Anerkennung. Eil freundete sich mit Franz von Moorhausen an. Franz war Historiker in dritter Generation: Sein Großvater hatte unter Wilhelm I. und II. die Antike erforscht, sein Vater unter Hitler die mittelalterliche deutsche Siedlungspolitik in Osteuropa. Eil beneidete Franz insgeheim um dessen großen Namen. Für Ebersburg erforschten sie das Dritte Reich aufopferungsvoll wie wenige zuvor. In Kolonnen ließen sich Eil und Franz vollbeladene Aktenrollwägen bringen. Die frühen Siebziger rochen nach altem Papier und dem Lösungsmittel der Matritzendrucker. Wenn ihnen ein besonders spektakulärer Fall vor die Nase kam, öffneten sie eine Flasche Rüttgers Club.

Eil beschließt, den Fliesenbelag der Veranda kaputtzuschlagen. Hat er eigentlich einen Hammer im Haus? Er rennt durch die Glasschiebetür Richtung Küche, biegt falsch ab ins Schlafzimmer, biegt wieder falsch ab ins Bad, klatscht sich am Waschbecken kaltes Wasser ins Gesicht, durchwühlt

in der Küche sämtliche Schubladen und schnappt sich schließlich den Fleischklopfer aus Edelstahl.

Mitte der Siebziger hatten sowohl Eil als auch Franz eine gefeierte Dissertation abgeschlossen. Für ein großes Forschungsprojekt gingen sie gemeinsam ans Hessische Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden. Was sie störte war, dass sie mit einem Kollegen zusammenarbeiten mussten, den sie beide nicht ausstehen konnten: Es war jener ehemalige Kommilitone, der Ebersburg einst auf das brennende Sakko hingewiesen hatte. Er trug seine Hemden am Kragen offen und rezitierte am Wochenende Gedichte in verrauchten Kellerkneipen. Am achten Archivtag entdeckte er die Akte eines SS-Obersturmbannführers, der im Ghetto Łódź an Massenerschießungen beteiligt gewesen war. Am Tag darauf eröffnete der Kollege Eil und Franz, er müsse fort, seine Frau läge in den Wehen. Während seiner Abwesenheit verfassten die beiden einen Gastbeitrag in der Zeit, in dessen Folge ein allseits geschätzter Staatssekretär im Bayerischen Innenministerium zurücktreten musste.

Zwei Wochen später kam der Kollege ins Büro zurück und weder er noch Eil noch Franz verloren ein Wort über den Fall. Alles schien seinen normalen Gang zu gehen, bis der Kollege einen zweiwöchigen Bildungsurlaub in Nordhessen nahm. Dort wurden gruppendynamische Seminare zu Emanzipation und Selbstbestimmung angeboten. Viele hielten das für hirnlosen Psychokram, bei dem sich verwirrte Männer für Tage in abgeschiedene Waldhütten zurückzogen, um sich dort in Stuhlkreisen wahlweise an den Händen zu fassen oder gegenseitig an die Gurgel zu gehen. Als der Kollege wiederkam, wirkte er verändert und zunehmend manisch. In der Institutskantine brüllte er unsichtbare Figuren als Heuchler und autoritäre Schweine an. Zwei Wochen später war er tot. Seine Frau schrieb einen verzweifelten Brief an den Seminarleiter: Sie wolle ihm keinen Vorwurf machen, aber sie habe ihren Gatten nach dem Bildungsurlaub kaum mehr wiedererkannt. Vergangene Nacht sei er dann auf einer Landstraße zwischen Fulda und Gießen von einem Auto überfahren worden.

Im Institut gab es einen Aushang: Die Fakultät trauere um einen hochtalentierten jungen Kollegen. Als Eil kurz darauf wieder an seinem Schreibtisch saß, fand er in der Schublade einen vergilbten Zettel. Es stand ein Gedicht darauf. Die verschnörkelte Handschrift sah der des Verstorbenen erschreckend ähnlich.

Mittlerweile hat Eil die Hälfte der Platten auf seiner Veranda mit dem Fleischklopfer zerschmettert, ohne den Zettel zu finden. Anfangs hatte er sich beim Schlagen weggedreht, um keine Splitter ins Auge zu bekommen. Als er merkte, dass es so kein Vorankommen gab, schlug er fester zu – und prompt landete ein Splitter unter seinem rechten Auge.

Anfang der Neunziger hatten Eil und Franz fast zeitgleich eine Professur gefunden. Hin und wieder besuchte Franz Eil noch am Starnberger See. Im Fernsehen sahen sie, wie Molotowcocktails auf ein Haus flogen, dessen unterste Stockwerke in Flammen aufgingen. Die Polizei zog sich zurück und die Gestalten im obersten Stock verwandelten sich langsam, aber bestimmt in deutsch-deutsche Hologramme, die man jeden Moment ausknipsen konnte. Franz und Eil saßen auf der »F51-3«-Ledercouch nach Gropius und schüttelten mit dem Kopf. Eil störte Franz‘ lautes Atmen.

Erst 1994 sahen sie sich bei einer Jubiläumsfeier ihres alten Instituts wieder. Abends wurden die Stasi-Berichte über ehemalige Mitarbeiter vorgelesen. Sie sorgten rundherum für großes Gelächter. Schon beim Empfang hatte Franz zu viel getrunken. Aber er war ein geschickter Trinker, dem man sechs Gläser Wein nicht anmerkte, nur insofern, dass er etwas jovialer wurde.

Es klingelt an Eils Haustür. Es ist eine Frau in seinem Alter, sie trägt doppelte Perlenohrstecker, eine Halskette mit falschen Bernsteinkugeln, kein Make-up außer einem dicken Lidstrich. »Ich habe sie neulich vom Boot aus auf Ihrer Veranda beobachtet.« Sie zwinkert ihm zu. Eil knallt die Tür ins Schloss.

Als Professor in Leipzig hatte Eil die beste Sekretärin Deutschlands. Sie war die Königin geschickter Abrechnungen. Irgendwie schaffte sie es, dass Eil für seine wöchentlichen Pendelfahrten von München nach Leipzig und zurück zwischen 1992 und 1998 nur 693,20 D-Mark zahlen musste. Und jeden Kaffee, den er mit einem Kollegen trank, verbuchte sie unter den Spesen der nächsten Institutsweihnachtsfeier. Am meisten jedoch war sie damit beschäftigt, Telefonate zu Eil ins Nebenzimmer durchzustellen. Die Rufumleitungstaste war nach kurzer Zeit eingedrückt und ließ sich nur noch mit einer Gewalt bedienen, die an Sachbeschädigung grenzte.

Der Einzige, der außer der Sekretärin Eils Durchwahl kannte, war Franz. Ein einziges Mal rief er an. Ein paar Tage später trafen sie sich in einer Bahnhofskneipe in Bielefeld. Die Wände waren noch mit dem typischen Styroporstuck der Neunziger ausstaffiert. Es gab Hansapils aus der Flasche – gekühlt oder temperiert. Franz trank immer im Wechsel und redete. Eil hörte alles. Wie Franz die eigenen Wutanfälle verfluchte, für die er bei seinen Mitarbeitern seit Jahren gefürchtet war. Franz sagte, er fühle sich von seinem Vater und dessen Vater heimgesucht. »Weißt du noch, die Sache damals in Wiesbaden?« Plötzlich packte er Eil an der Schulter: »Werner, bin ich besser als sie? Bin ich's?« Eil legte einen Zwanziger auf den Tresen und ging. Diesmal ließ er sich keine Quittung geben.

Auf der Bahnfahrt zurück holte Eil sein Notizheft hervor, in das er seit Jahrzehnten jeden gewonnenen Erinnerungskampf, jeden seiner Zeitungs- und Fernsehbeiträge fein säuberlich mit Datum notierte. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er uneitle Dankbarkeit.

Es war die sechstletzte Platte hinten links. Eil steht auf seiner Veranda, die keine mehr ist, und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Seine rechte Hand ist voller aufgeplatzter, blutender Blasen. Er schluckt wieder haufenweise Tabletten. Sie helfen ihm zu vergessen, dass er vergisst.

Wenige Tage nach Gaulands Vogelschiss-Rede hielt Eil seine letzte Gastvorlesung. Hin und wieder blickten die Studenten auf ihre Smartphones. Sie wirkten auf Eil, als seien sie aus dem Uterus von ihren Eltern direkt in den Fortschritt getragen worden. Eil bewunderte ihre moralische Selbstgewissheit. Es schien kein Franz an ihnen verlorengegangen zu sein. Manche kamen nach der Vorlesung noch zu ihm. Eil fühlte sich wie ein wertvolles Relikt aus ferner Zeit.

Eil ist den Abhang seines Grundstücks hinuntergegangen, durch die Trauerweiden hindurch ans Wasser. In Ufernähe treibt ein kleiner Zettel, an dem noch Reste von Mörtel kleben. Die Tinte zerläuft. Und selbst das können nur noch die Fische sehen. Der Zettel treibt mit der Rückseite nach oben:

Łódź, 24.5.1942.

Grafik: Oleg Estis

# Das letzte Zucken

**Von Franziska Wilhelm**

Seit zwei Wochen zuckte Kerstens linkes Auge. Nicht ständig, aber ab und zu. Es fühlte sich an, als ob eine kleine, unsichtbare Hand das Lid mit aller Kraft nach unten drückte. Ein erzwungenes Zwinkern gewissermaßen. Die ersten Tage versuchte Kersten es zu ignorieren. Er hatte andere Probleme. Er war jetzt 41 und hatte nichts von dem erreicht, was seine Klassenkameraden bereits vorweisen konnten. Er hatte keine Kinder, kein Haus, kein besonders tolles Auto und nur einen mies bezahlten Job ohne Entwicklungsmöglichkeiten. Lange hatte ihn das wenig gestört. Doch dann hatte es Tomke zu stören begonnen.

Tomke. Tomke und Kersten. Kersten und Tomke. Was hatten sie immer für einen Spaß gehabt. Schon allein, wenn sie ein Pensionszimmer buchten. Frau Kersten, Herr Tomke, immer hatte irgendwer es geschafft, ihre Geschlechter zu vertauschen. Manchmal waren sie auch als schwules oder lesbisches Pärchen erwartet worden. Ein AirBnB-Host aus Brüssel hatte sie sogar mal zu einer kleinen privaten Gay-Pride-Party eingeladen. Natürlich waren sie hingegangen.

Doch dann war Tomke plötzlich erwachsen geworden. Das war überraschend gekommen, denn eigentlich war sie sechs Jahre jünger als er.

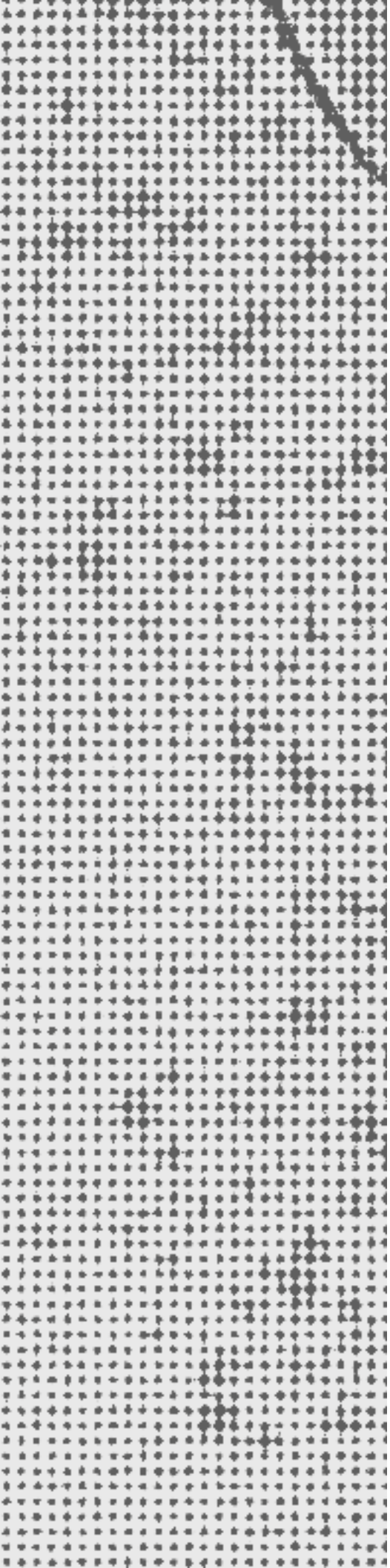
»Es ist Zeit, Nägel mit Köpfen zu machen«, hatte sie am Vorabend ihres 35. Geburtstags zu ihm gesagt und wie ihre Mutter geklungen.

»Ich verstehe nicht ganz, was du meinst. Ich finde, es läuft doch alles gut«, hatte Kersten geantwortet.

»Genau da liegt das Problem«, hatte Tomke erwidert. Dann hatte sie ihre Sachen zusammengepackt und war gegangen.

Am nächsten Morgen wachte Kersten allein und mit einem zuckenden linken Auge auf. Tomke kam nicht zurück. Kersten wusste, dass er die Wohnung mit seinem mickrigen Lohn nicht halten konnte. Also machte er nach hundert Jahren wieder ein WG-Casting. Eine zwanzigjährige Sportstudentin meldete sich an. Auf Instagram gab sie sich freizügig, zur Besichtigung kam sie mit ihrer Mutter. Die Mutter war um die 50 und damit altersmäßig näher an Kersten, als die Tochter. Er gab sich Mühe, vertrauenswürdig zu wirken. Leider kam ihm sein Auge dazwischen. Sätze wie: »*Nein, ich habe kein Problem mit dem Altersunterschied. ZWINKER. Gib mir Bescheid, wenn du noch mehr über mich wissen willst. ZWINKER. Du kannst jederzeit gern auf einen Wein vorbeikommen. ZWINKER.*«, kamen einfach nicht gut an. Im Hausflur raunte die Mutter ihrer Tochter zu, dass sie sich von solchen Männern unbedingt fernhalten müsse. Allein dieses frivole Zwinkern verriet doch alles. Dieses frivole Zwinkern, dachte Kersten, er musste es endlich und unbedingt loswerden.

»Das ist nur Magnesiummangel«, stellte seine Kollegin Tonja nüchtern fest. »Geh einfach mal zu Rossmann und hol dir so Brausetabletten.« Kersten ging zu Rossmann und holte sich so Brausetabletten. Zu Hause schüttete er die ganze Rolle in ein großes Weizenglas und goss Wasser darauf. Das Gebräu schäumte in ihm erst so richtig auf. Genau so musste es sich anfühlen, überlegte Kersten, wenn man gleichzeitig Marshmallow-Man und Slimer war. Er übergab sich die ganze Nacht.



Am nächsten Morgen hatte er ein Vorstellungsgespräch. Bei einem Immobilienunternehmen.

»In Ihrer Bewerbung steht viel über Ihre Kompetenzen«, sagte der Personaler, »nennen Sie uns doch nun einmal eine Schwäche von sich.«

Ein paar Sekunden verstrichen. Kersten verspürte immer noch eine Restübelkeit im Magen.

»Na irgendeine kleine Schwäche hat doch jeder«, ermutigte ihn der Personaler.

»Magnesiummangel«, sagte Kersten und zwinkerte.

Der Personaler stand auf und warf zwei Brausetabletten in zwei Wassergläser. Dann zwinkerte er auch. »Humor in Stresssituationen, Respekt«, kommentiere er und schob Kersten eines der beiden Gläser zu. Kersten trank widerwillig. Aber er bekam den Job.

Sein Aufstieg in der Firma verlief überraschend schnell. Eigentlich hatte er seinen Chef nur um ein Gespräch gebeten, weil ihm etwas bei der Geschäftsentwicklung nicht ganz klar war. »Herr Waschmeyer, wenn man die Bilanz von 2017 mit der von 2016 vergleicht …«, begann er, doch dann kam wieder sein Zwinkern. Der Chef unterbrach ihn sofort und bat ihn kurz vor die Tür zu gehen. Dann rief er seinen Prokuristen zu sich. Die Wände in der Firma waren nicht besonders dick.

»Er weiß was«, hörte Kersten seinen Chef sagen.

»Aber woher? Er ist gerade mal zwei Wochen hier«, erwiderte der Prokurist.

»Aber dieses Nachfragen. Dieses Zwinkern. Das hat eine klare Message.«

Noch an diesem Abend wurde Kersten in eine andere, besser bezahlte Abteilung versetzt. Außerdem erhielt er eine hohe Sonderzahlung in bar. »Als Dank für Ihr wachsames Auge. Und Ihre Loyalität«, erklärte sein Chef. Es war also Schweigegeld. Kersten wusste nicht einmal wofür. Aber er beschloss, jetzt endlich Nägel mit Köpfen zu machen, so wie es sich Tomke gewünscht hatte, und steckte die Kohle in den Kauf einer Wohnung.

Er war jetzt ein Mann, der in einem eigenen Appartement lebte. Auf Arbeit lief es weiterhin glänzend. Nach einem halben Jahr bekam er einen Dienstwagen. Außerdem schickte man ihn nun häufiger mit dem Flugzeug in andere europäische Städte, um irgendwelche Deals abzusprechen. Innerlich fühlte sich Kersten jedoch nicht viel besser als zuvor. Er vermisste Tomke. Ihr Traum war es immer gewesen, einmal als DJ-Team aufzutreten. *DJs Kersten and Tomke. Tomke and Kersten, Leipzig.* Namensmäßig mussten sie einfach irgendwann ein DJ-Team werden. Aber Tomke wollte weiterhin keinen Kontakt.

Dafür erschienen plötzlich andere Frauen auf der Bildfläche. Sie waren schlanker, schöner und geschminkter als Tomke. Sie interessierten sich für Modelabels und trugen winzige Handtaschen, die sie »Clutches« nannten. Clutches, dachte Kersten, eigentlich ein albernes Wort. Aber eigentlich war Kersten auch nie ein Mann gewesen, der die Blicke schöner Frauen auf sich zog. Er neigte zur Stämmigkeit, war eher blass und nicht besonders groß. Außerdem hatte er immer noch dieses Augenzucken. Doch das schien die neuen Frauen in seinem Leben nicht zu stören. Sie fokussierten sich lieber auf die anderen Features, die er inzwischen bereithielt: Maßgeschneiderte Anzüge, teure Lederschuhe, die Möglichkeit kostspieliger Restaurantbesuche, Präsente und Städtetrips. Kersten fand das in Ordnung so.

Was ihm dennoch fehlte, bemerkte er erst, als die neue Kollegin im Büro anfing. Auch sie sah aus wie ein Model, doch das Spezielle an ihr war: Man konnte sich mit ihr unterhalten. Über Tarantino- und Aronofsky-Filme,

über die Musik von Element of Crime, über die Bücher von Houellebecq und Heinz Strunck. Selbst über Zimmerpflanzen konnte man mit dieser Frau ein halbstündiges Gespräch führen und sich danach bereichert fühlen.

Kersten war zweihundertfünfzigprozentig begeistert von ihr. Wo es ging, versuchte er ihre Nähe zu suchen. Er hatte inzwischen so viel Einfluss in der Firma, dass er dafür sorgen konnte, dass sie immer wieder gemeinsame Projekte bekamen. Sie verhandelten mit einem Bauunternehmen in Warschau, einem Shopping-Center-Consortium in Riga und einer Hotelkette auf Ibiza. Abends, nach den Meetings, versuchte Kersten seiner neuer Kollegin an der Hotelbar näher zu kommen. Er hatte inzwischen an Selbstbewusstsein dazugewonnen. Doch der Fakt, dass diese Frau ihm wirklich etwas bedeutete, machte ihn wieder unsicher. Er zwinkerte so häufig wie nie zu vor. Und er wurde tollpatschig. Als er sie sanft am Arm berühren wollte, tatschte er ungeschickt an ihre Taille. Als er beim Essen ihre heruntergefallene Schlüsselkarte unter dem Tisch entdeckte und sie für sie aufheben wollte, blieb er mit seiner Rolex an ihrer Strumpfhose hängen.

Wutentbrannt verließ die junge Kollegin das Hotelrestaurant. In der nächsten Woche wurde er zur Compliance-Beauftragen des Unternehmens gerufen. Seine Kollegin hatte ihn wegen sexueller Anzüglichkeiten dort gemeldet.

»Das ist doch alles ein Missverständnis«, sagte Kersten und sein linkes Auge zwinkerte zweimal. Natürlich glaubte ihm die Compliance-Beauftragte nicht.

»Sie werden den Hotel-Verkauf noch zu Ende bringen. Danach wird es keine gemeinsamen Projekte mehr geben«, sagte sie kalt. Kersten erschauderte vor ihrem Blick.

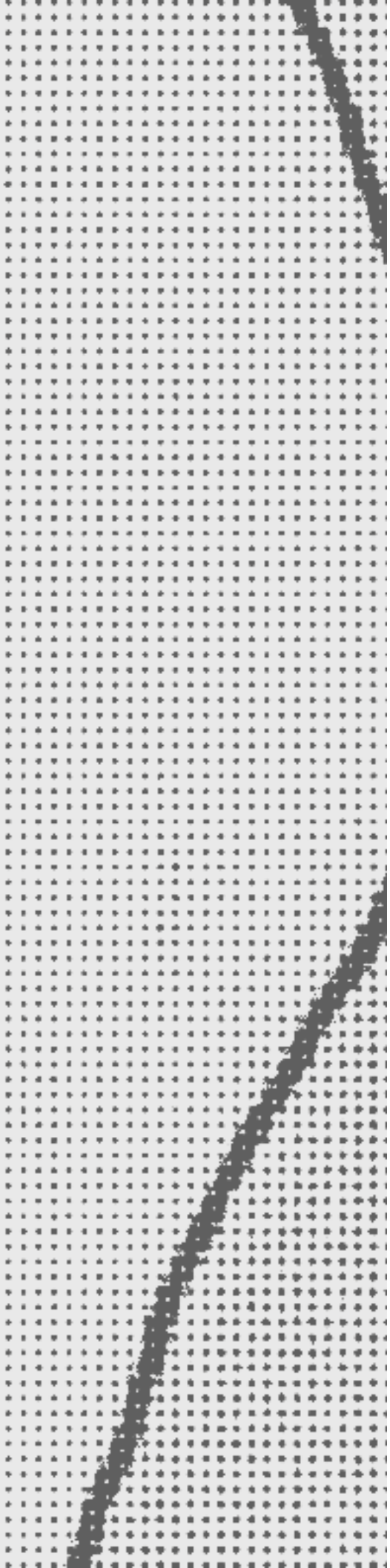
Am Abend betrank er sich in seinem Appartement. Was war nur aus ihm geworden? Er, der Soziologe und Kulturwissenschaftler, der noch ewig in seiner kleinen Studentenbude gehaust hatte, dessen Traum es gewesen war, ein DJ-Team mit seiner bisexuellen Freundin zu gründen. Er war in den Augen der Welt zu einem alten weißen Mann geworden. Zu einem widerwärtigen alten Sack.

Tomke war Schuld. Mit ihrem blöden Wunsch, Nägel mit Köpfen zu machen. Tomke. Er gab ihren Namen bei Google, bei Facebook und bei Instagram ein. So erfuhr er, dass sie eine Frau geheiratet hatte. Und dass sie schwanger war.

Kersten betrachtete sein Spiegelbild im Küchenfenster. Warum bekamen alle anderen Menschen immer genau das, was sie sich gerade vornahmen? Warum konnten sie ihr Leben nach ihren Wünschen gestalten, während es ihn immer rücksichtslos überrollte? Sein Auge zwinkerte. Es zwinkerte wieder. Es zwinkerte noch mal. Da schlug er zu.

Am nächsten Morgen kam er zu spät, mit einer Alkohol-Fahne und einem Veilchen in die Firma. Er klopfte mehrmals an die Bürotür seiner jungen Kollegin, um sich zu entschuldigen, aber sie machte nicht auf. Stattdessen wurde er von einem Sicherheitsmann und der Compliance-Beauftragten an seinen Platz geführt. Dort harrte er so lange aus, bis er einen Anruf von seinem Hausmeisterservice erhielt. Er hatte verkatert und verschlafen wie er war, den Wasserhahn im Bad laufen lassen. Der entstandene Schaden sei leider beträchtlich, sagte der Mann am Telefon.

Kersten zog das mit Ibiza trotzdem durch. Direkt nach dem letzten Verhandlungstermin wurde ihm die Kündigung ausgesprochen. Kersten beschloss, nicht dagegen vorzugehen. Er hatte plötzlich nicht mal mehr die Kraft, mit seiner Kollegin im gleichen Flieger zurückzureisen. Er ließ sie allein einchecken und ging im Anzug direkt an den Strand.



Es war zu kalt, um zu baden. Er setzte sich einfach in den Sand, irgendwo in der Nähe einer kleinen Strandbar und versuchte an nichts zu denken. Nicht an die Kollegin, nicht an die Kündigung, nicht an den Wasserschaden, nicht an Tomke.

Natürlich gelang es ihm nicht. Aber zu weinen fing er erst an, als an der kleinen Bar plötzlich ein DJ-Team auftauchte. Ein schwules DJ-Pärchen. Mit einem Mal flossen die Tränen nur so aus Kersten heraus. Er weinte ihr ganzes, gut gewähltes DJ-Set hindurch. Er weinte sogar noch, als sie ihre Platten schon wieder zusammenpackten. Sein Jackett-Ärmel war ganz nass vom Wegwischen der Tränen.

Als die Bar schloss, kam die Kellnerin auf ihn zu und brachte ihm einen Drink. »Long Island Ice Tea«, sagte sie. »Was Stärkeres haben wir nicht.«

Sie hatte ihn vermutlich schon seit Stunden beobachtet. Kersten bemerkte, wie durstig er war. Schnell kippte er ein paar große Schlucke hinunter.

»Und jetzt sag mal, was mit dir los ist. Aber schwafel' mich nicht zu, ich muss mir schon während der Arbeit alles Mögliche anhören. Also die Kurzversion.«

»Magnesiummangel«, sagte Kersten. »Davon zuckt mein Auge. Und Pech mit Frauen.«

Die Barfrau hockte sich neben ihn in den Sand und schaute ihn eine Weile direkt an.

»Ich sehe aber kein Zucken«, sagte sie.

»Kann nicht sein«, sagte Kersten und konzentrierte sich ein paar Minuten lang nur auf sein linkes Auge.

Es tat sich tatsächlich nichts.

»Vielleicht mit den Tränen rausgespült«, mutmaßte die Barfrau.

»Nein«, sagte Kersten erschrocken. Plötzlich bekam er es mit der Angst zu tun. Wenn jetzt auch noch sein Zucken weg war, was hatte er dann überhaupt noch? Schützend legte er die Hand auf sein Auge.

»Ich hatte auch mal so ein Zucken«, sagte die Frau. »Die meisten meinten, das käme vom Stress. Ich war damals Wirtschaftsprüferin. Aber dann war ich bei so einem Schamanen-Typen, der sagte, mein Zucken sei so was wie die letzte Rebellion. Ein leises, aber renitentes Aufbäumen gegen etwas, das man nicht will, aber das man auch nicht mit großem Geschrei bekämpfen kann.«

»Das letzte Zucken also«, stellte Kersten fest.

»Genau«, sagte die Bartenderin und strich über sein nassgeweintes Jackett.

»An deiner Stelle würde ich nicht dahin zurückkehren, wo du gerade herkommst.«

»Geht auch gar nicht«, erwiderte Kersten.

»Gut«, antwortete die Frau. »Ich könnte dir ein paar Stunden die Woche als Barkraft anbieten. Ich zahle mies, aber vielleicht kriegst du dadurch den Kopf frei.«

Das war der beste Vorschlag, den Kersten seit Langem gehört hatte. Er war dieser Frau zutiefst dankbar. Vermutlich hatte sie nur Mitleid mit ihm. Aber Mitleid, war besser als nichts.

»Ich bin übrigens Kersten«, sagte er und hielt ihr die Hand hin.

»Eike«, sagt die Bartenderin.

»Eike«, wiederholte Kersten und dachte an ein zukünftiges Bartender-Team.

»Eike, das klingt toll.«

# Flut

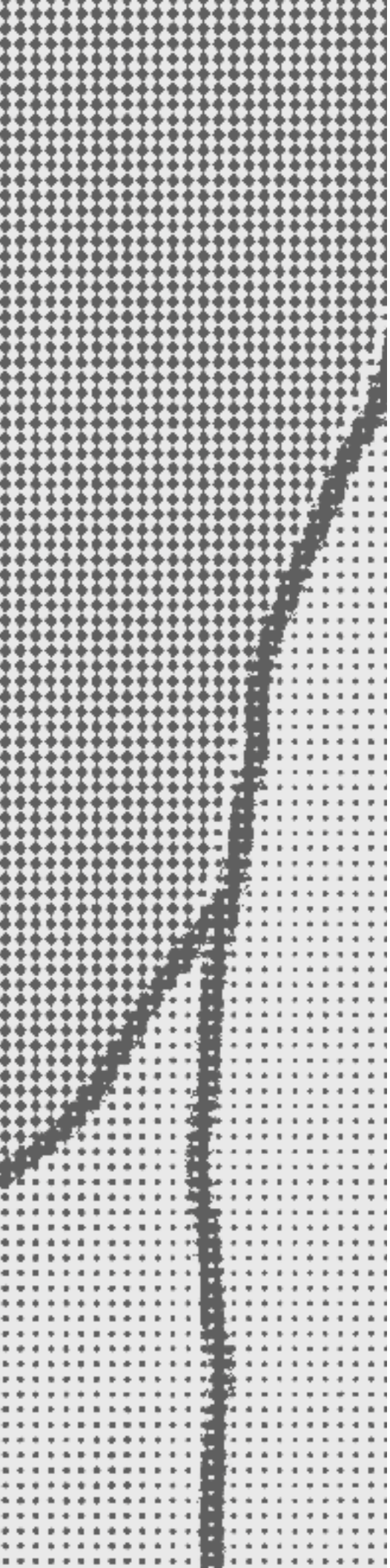
Dem Bürger wird die gute Hose nass.
Gepflegte Autos gründeln in den Straßen.
Das Wasser hat es eilig und wirft Blasen.
Ein Männlein klammert sich ans Weißbierfass.

Ein Baum beschaut einmal die schöne Stadt
Und krallt sich gierig ein paar gelbe Gaffer.
Ein Kirchturm bimmelt blöde dem Erschaffer.
Die Enten plätschern aus dem Heimatblatt.

In Kellern stechen Dampfer in die See,
Wo sie inmitten starrer Augen tuten.
An Sandsackdämmen lecken tolle Fluten,
Und in ein Schlauchboot plumpst ein Negligé.

Auf einem Kiosk kalbt ein rotes Rind.
Zwei Küchenbänke knallen an Platanen.
Ein Haus steht halb. Daran Tapetenbahnen,
Die fröhlich flappen in dem frischen Wind.

**Carsten Stephan**



**Roland Bärwinkel**

# Franz Bargum

Das Spiel ist aus, sagte das überlebende Leben in Franz Bargum. Er war in den Krieg gezogen, als sich das Kampfgeschehen in die Tiefe des östlichen Raums verlagerte und dann abgezogen worden zur Partisanenbekämpfung, wo man ihn aus der ersten Mannschaft in die Reserve auf den Platz eines Stabsschreibers versetzte. Er hatte wie alle anderen seine Waffe gepflegt, seine Ausrüstung in Schuss gehalten, ein kleiner Witz, sich makellos und härteverträglich, ohne aufzufallen oder sich hervorzuheben, zu zeigen versucht. Ordnung, Disziplin, Kameradschaft, gemeinsames Aufstehen, Sport, Waschen, Essen fassen, Exerzieren, Schießübungen, Taktikunterricht, etwas Nahkampf, Reviere säubern. In Schuss halten. Man schickte Post, genehmigte Fotoaufnahmen, durfte schreiben, lange wird es nicht mehr dauern und hielt sich an die eigenen Regeln. Das Spiel ist aus, sagten die Bereitschaftsstunden der Nacht, da er beim Schach mehrfach verloren hatte und keine Zeit blieb für eine Revanche. Überdreht sein und tief müde, Pervertintabletten hin oder her. Einen Knopf annähen, die Uniform ausbürsten, die Stiefel wichsen.

Franz Bargums Freund aus dem Schmalkaldischen verschob seine Schulter nach rechts, um hinter einem Rest von Baum Schutz zu finden; er selbst konnte überhaupt nicht reagieren, erstarrte, statt sich weg zu ducken. Der Schmalkaldische, zerschossen, hatte seinen Frieden. So war der irre Humor. Das Spiel ist aus, sagte das überlebende Leben in Franz Bargum, als er seine munitionslose Waffe zur Seite warf, als wär es ein Arm. Arme und Hände erhoben, wie er es als Junge zu machen hatte, wenn seine Mutter Wolle zu einem Knäuel rollte und dafür den Faden von ihm abnahm, ergab er sich. Mit Wasser im Körper, aufgebläht, brachte er sein überlebendes Leben nach Hause, einer der wenigen, einer, mit dem man nicht mehr gerechnet hatte, denn er war todsicher, wie es einer versichert hatte, im Lager eines sehr kalten Morgens nicht mehr aufgestanden. Und das wars dann, wenn es einen so traf.

So viel Gegaffe von Frauen auf so ein Wrack. So viel Neid auf eine junge Frau. Franz Bargum hatte sich also nach Hause geschleppt, das Wahnsinnsspiel war halbwegs gut ausgegangen, und die Frau dort krank. Weniger von Sehnsucht, das wohl auch, noch weniger aber von ungestilltem Liebesverlangen und Genuss nach dem Überleben. Bargum konnte es anschauen, es sehen, wahrnehmen, ohne es anzuerkennen. Er hatte schon alles gesehen. Aber, sagte die Syphilis zu seiner Frau, du hast ihn betrogen, du hast dich entehrt, hast Schande gebracht, hast dich hingegeben, ich bin die Lustseuche. Knappe sechs Wochen, dann war der Ami verschwunden, wie er herkommen war, einfach so, auf und davon, und es wuchs kein Kind in ihr, und sie war erleichtert, wollte erleichtert sein, ihren Franz, ihren Franz. Es ist aus, sagte das Spiel des Lebens, Franz, du musst tapfer sein, sei einfach tapfer, sei jetzt tapfer, ein richtiger Mann, das kennst du, sie siecht und vergeht und es ist sehr unappetitlich, und wenn Franz Borgum diese Krankheit auch kennt, von Kameraden, so erlebt er sie doch zum allerersten Mal bei einer Frau, bei seiner Frau.

# Amelie

Amelie bleibt im Rennen, bleibt im Spiel, sie ist erst zwölf, da darf doch der Typhus nicht, da muss doch ein Erbarmen sein, da sei Gott vor, hol mich, aber lass dieses Kind, sie hat nichts Schlimmes getan, so ein unschuldig armes Ding. Hats schwer genug. Amelie geht wieder in die Schule, der Winter ist furchterregend und eigenartig still, wie er davor gewesen war, es fällt manchem schwer, sich zu erinnern, oder sich dem Schlaf hinzugeben. Die Röcke sehr lang, ausgebessert mit Stücken anderer Kleidung oder abgetragene, aber darunter hat Amelie Stellen, die sind blank und ungeschützt wie bei allen Mädchen ihres Alters. Amelie weiß von Spielen, vom Spiel, mit den Puppentheaterpuppen, mit dem Kreisel, das Verstecken und Mensch-ärgere-dich-nicht, Mau-Mau. Sie eint, das macht ein Spiel eben auch aus, sie irgendwann fortzusetzen, aufzunehmen, wieder zu beginnen. Spiel aus, heißt es bei den Karten, wenn sie döst, beim Verstecken ist sie schon vergessen worden, gibt es etwas Schlimmeres?

Ihre Mutter erkrankt, hält sich tapfer, eisern, was sonst, nichts anderes wird erwartet, harte Zeiten. Das schlimmste haben sie geschafft, hinter sich, hoffentlich für immer, eure Mutter ist etwas schwach, sagt ihnen ihre Tante, ihr ist nicht so gut heut, der Vater schweigt, die Großmutter schaut böse auf ihre Schwiegertochter, spricht mit ihr nicht, hat sie eigentlich nie, aber jetzt ist das böse Schweigen noch größer und trifft eine Kranke, die alles weiter und alles richtig machen will, aber es spürt. Sie liegt eines Morgens im Bett, das bemerkt Amelie, als sie unten im Haus mit ihrer ganzen Wärme wie ein kleines Öfchen an der halboffenen Tür vorbeischleicht. Sie liegt auf dem speckigen Sofa, nicht auf dem in der Wohnstube, im Licht, das nur hier einen Raum so früh erhellen kann und das so schnell verschwindet.

Amelies Geburtstag ist in sechs Wochen, sie freut sich und bangt und strengt sich jetzt besonders an. Das Spiel wird aus sein mit ihrer kleinen Schwester, mit ihrer großen Schwester, mit beiden Geschwistern, ihren einzigen Schwestern, ihren einzigen Geschwistern, alle Spiele mit ihnen werden aus sein und selbst die Karten werden nicht wieder hervorgeholt werden, denn der Vater und die Oma sind immer beschäftigt und bleiben es und sie selbst ist in wenigen Wochen beschäftigt bei Portola, der Schokoladenfabrik, lange Wege zu Fuß, es gibt keine Wahl mehr, und der Arzt hat sie untersucht, sie sollte sich etwas freuen, und gemeint, vielleicht hat er ja ein Erbarmen, der Herrgott, dass er wenigstens dieses lässt, und für Mau-Mau braucht es mindestens zwei, aber es gibt nun eine dritte Beerdigung, die gehört ganz ihrer Mutter.

Und Amelie wird lange keine Freude mehr ertragen noch begreifen können an dem Spiel der anderen. Beim Necken, beim Tanzen, für sie gilt nur: und du bist raus. So beginnt kein weiteres Spiel auf lange Zeit und gäbe es einen Vorteil daran, so wäre es dieser, dass ein nicht begonnenes Spiel nie ausgehen kann.

# Am Ende, ganz am Ende

**Von Stefan Petermann**

Ich werde geboren als instabiles ACGT-Gemenge, als halbe Kopie meiner Mutter, halbe Kopie meines Vaters. Beauftragt bin ich nun, ein Remix ihrer beider Liebe zu sein.

Ich will es versuchen.

Sowie ich auf der Welt bin, kopiere ich die körperlichen Vorgänge der Milliarden vor mir geborenen Menschen. Ich kopiere ihr Atmen, ich kopiere ihren Stoffwechsel, ich kopiere ihr Schwitzen, das Schlagen von Herzen, das Wachsen von Haaren, Nägeln und Gliedmaßen. Ich kopiere ihr Kotzen. Ich kopiere die Blicke voller Staunen, die man mir zuwirft, die Lachen, die man mir schenkt, die Überanstrengungen gebe ich kopiert zurück, die Schlaflosigkeit, die Wut, die Angst. Ich kopiere die Beinbewegungen der Gehenden, um selbst über die Orte entscheiden zu können, an denen ich sein möchte. Ich kopiere die Worte, die man mir vorsagt, Laute erst, Silben dann, Mama, Papa, Dostoprimetschatelnosti irgendwann, weil ich verstanden werden will, gehört will ich werden, ich habe eine Stimme, laut soll sie sein, weshalb ich schreie, schreien werde ich.

Ich kopiere die Zeit – Tag für Tag für Tag schleichen sich mehr Abweichungen vom Gewohnten in die Kopie – und werde älter. Ich kopiere meinen besten Freund, weil er so abgeklärt ist. Natürlich kann ich niemals so abgeklärt sein wie er und mache doch vieles anderes viel abgeklärter als er. Ich stelle fest, dass es sich mit einem Remix besser kopieren lässt. Ich remixe die Frauen und Männer in den Zeitschriften, Instagrams und Channels, remixe die Farben ihrer Lippenstifte, remixe ihre Dutts, ihre High Waist Jeans, ihre dichten Bärte, ihre codierten Schnürsenkelknoten, ihre Brüste und Bauchmuskeln, ihre Hüft- und Wangenknochen. Ich remixe das Aussehen all dieser Frauen und Männer und bin ein weiteres Mal keine Kopie, sondern ich, ich, ich bin ich, weil ich Stoff an mir trage und Farben auf den Lippen und Chemie in den Haaren wie niemand je zuvor. Jemand beginnt, mich zu kopieren, indem sie mich mit anderen remixt und somit einzigartig wird.

Mit Freundinnen kopiere ich in Garagen die Gitarren von Sonic Youth und »Daydream Nation«. Ich kopiere das beste Buch der Welt, es heißt »The Virgin Suicides« und obwohl ich es Wort für Wort abschreibe, scheitert der Versuch, ein Meisterwerk zu schaffen. Ein Meisterwerk kann nur einmal geschaffen werden, in einem Moment an einem Ort von einer, einem. Ich kopiere die Räusche, die man mir offeriert. Ich kopiere die Schwärmereien, wie sie mir von den Vorabendserien beschrieben werden und den älteren Brüdern. Die älteren Schwestern geben mir Kopien von Zungenküssen mit auf den Weg. Meine ersten Lieben sind Kopien all der BRAVOs, in denen ich blätterte und all der Pornographien, die ich betrachtete, weshalb ich sie schnell vergessen kann bis ich dich, Oceana, dich, Jules kennenlerne und wir uns remixen, wir remixen einander, es wird der beste Sommer von

allen sein. Was wir damals nicht ahnen können, dass jeder Sommer, jede Liebe, jedes Atem in den anderen von da an eine Kopie von dir und mir und diesen heidelbeerfeuchten Tagen sein wird, die alles sind, was von uns geblieben ist.

Meine Suche nach diesen Tagen wird eine Kopie sein und eine Kopie werde ich suchen und eine der vielen Kopien wird sich weniger kopiert anfühlen und von da kopiere ich die Beziehung meiner Eltern, obwohl ich das niemals wollte. Ich kopiere das Wegbleiben meines Vaters, kopiere die Ängste meiner Mutter, oft umgekehrt.

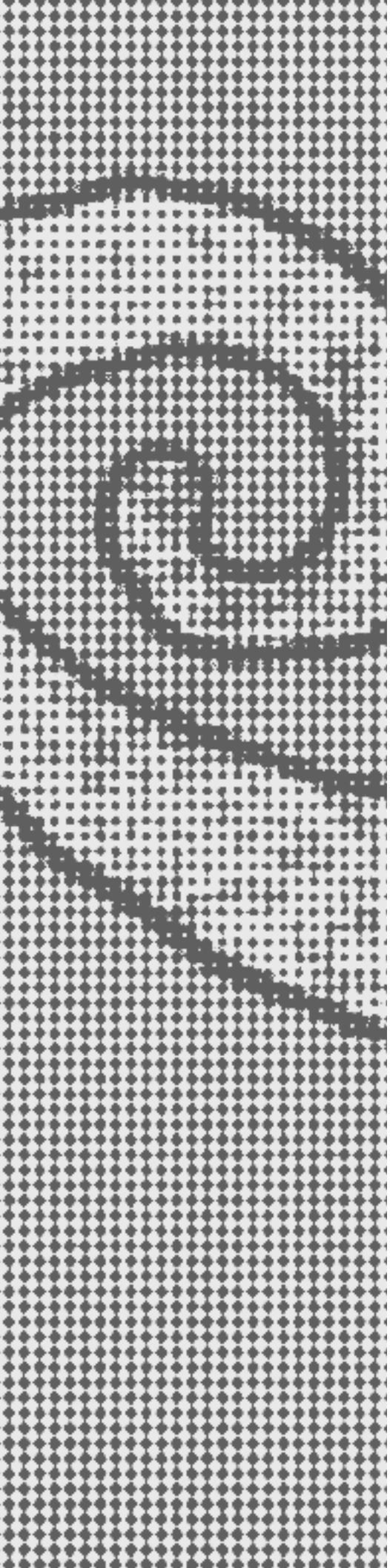
Unsere Wohnungseinrichtung ist die Kopie eines IKEA-Katalogs, unsere Mahlzeiten nur halbe gelungene Jamie-Oliver-Kopien. Unsere Brotjobs kopiert von Millionen, jeden Tag jeden Tag jeden Tag, dann ist Wochenende und jedes Wochenende ist die Kopie anderer Wochenenden, nur die Jahreszeiten ändern sich, Schlittenfahren, Drachensteigen, Badeseen, Heide Park Soltau. Geld ist sowieso die Kopie von Zahlen, mit der wir uns etwas gönnen. Und was wir uns alles gönnen.

Wir kopieren einander in unseren Aussehen, kaufen ähnliche Kleidungsstücke, passen unsere Körperhaltungen an, den Gang, die Art, Worte auszusprechen. Wir kopieren unseren Geschmack aus den Zeitgeistkolumnen und das, was uns der Netflix-Algorithmus vorschlägt. Stirbt unser Haustier, ersetzen wir es mit einer Hund-Katze-Leguan-Kopie. Wir kopieren unsere Weihnachten von den Weihnachten unserer vermeintlichen Vorfahren und den amerikanischen Filmen, die Besuche bei Freunden kopieren wir, die Freunde, bis kaum noch welche unserer Vorstellung einer Kopie genügen. Jedes Jahr kopieren wir unseren Urlaub auf den Kanarischen Inseln, weil es uns da so gut gefallen hat.

Wir bemerken, wie unsere Töchter und Söhne uns kopieren, was uns berührt und beruhigt und zugleich traurig stimmt. Panisch werden wir, wenn sie andere kopieren und zufrieden, wenn wir feststellen, dass sie mit dem Remixen beginnen und schließlich unendlich erleichtert, wenn wir erkennen, dass sie lieber als minimal variierte Kopie von uns leben wollen.

Als du gehst, ist nichts mehr zum Kopieren übrig als die Erinnerung, die Fotos und verschwenkten Smartphonefilme, die Muschel, die du auf Teneriffa für mich gefunden hattest und alles, was war, reduziert sich auf die Wiederholung der guten Momente, ich kopiere sie so lange, bis sie unkenntlich übereinanderliegen, einzeln nicht mehr zu erkennen sind.

Und am Ende, ganz am Ende, kopiere ich alle Menschen, die vor mir gestorben sind. Es ist das Gleiche, dieses Sterben und dennoch etwas vollkommen anderes, meinen letzten Atemzug hat niemand je zuvor so getan und ich denke dabei, dieser Remix, dieses Leben, muss ein Gutes gewesen sein, ansonsten hätte ich nicht bis hierher durchgehalten, als Kopie allein.



# was dem Leben fehlt

dem Leben
fehlt die Sprache
die Toten
gehen auf Weltreisen
im Wald
ganz privat
füllen wir unsere Körbe
mit Fußspuren
die Vögel
die fehlen
singen nicht
unser Akkordeon erblindet
spielt a-Moll
zu Hänschenklein
im Wald
fehlen dem Leben
die Fußspuren
ganz privat
füllen wir unsere Körbe
mit Weltreisen

**Harald Kappel**

# Nichts und Niemand

**Von Uschi Schmidt**

Ich, Jenny, bin Nichts. *(Du bist nichts und du wirst nichts.)* Ich schreibe es eingeschlossen auf dem Mädchenklo in mein Notizbuch. Ich schreibe es wie eine Strafarbeit:

*Ich bin Nichts.*
*Ich bin Nichts.*
*Ich bin Nichts.*

Mein Bruder ist Niemand. *(Du bist ein Niemand. Was anderes wirst du nie sein.)* Vielleicht zeichnet er in diesem Moment in seinem Buch, umreißt diese Gedanken in Graphit. Gibt unseren Körpern Ecken und Kanten als wären wir Bündel aus Totholz. Niemand ist mein Bruder, Jens.

*Ja, echt jetzt.*

Jens und Jenny. Unter diesen Ostprollnamen wurden wir vor wenigen Wochen unserer neuen Klasse vorgestellt. Frau Dobraschek ließ uns wie Idioten an der Tafel stehen, als hätten wir was verbrochen. Damit alle sofort sehen konnten, dass wir Zwillinge sind. Zweieiige Zwillinge mit saublöden, zweieiigen Namen.

*Jens und Jenny*, ging es durch die Reihen, begleitet von Glucksen und Grunzen.

*Zum Kacken*, flüsterte Jens.

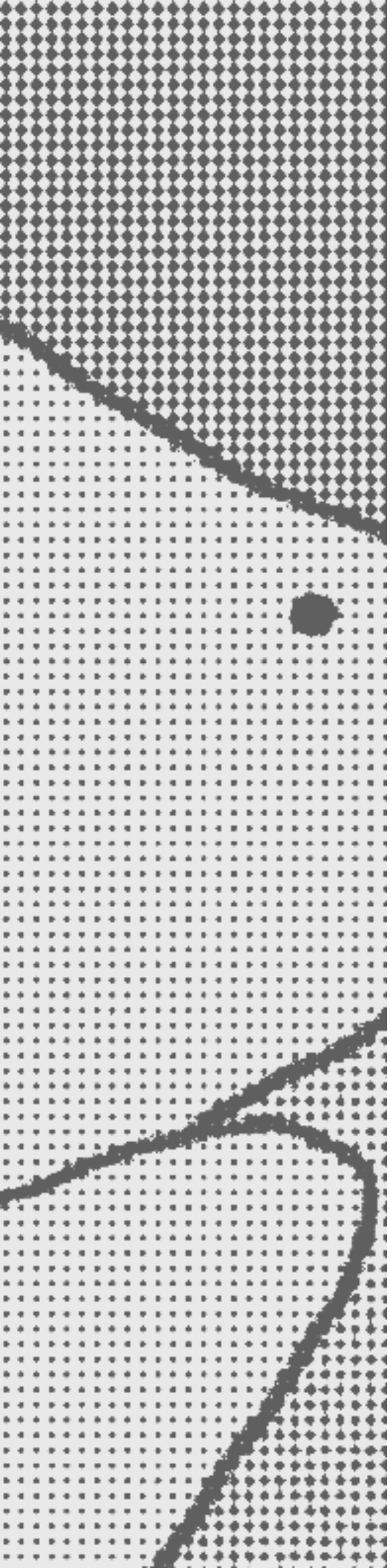
Wir standen dicht beieinander, ließen die Schultern hängen. Ich streckte die Fingerspitzen aus, um seine Hand zu ergreifen doch er stand wie ein Fels und ich wusste: er konnte nicht zulassen, noch einmal zum Homo zu werden an der neuen Schule. Hier wird nicht Händchengehalten mit der Schwester oder der besten Freundin, ja nicht einmal mit der festen Freundin. Er ist Emo und sieht aus wie seine Schwester, das ist schon schlimm genug.

Mein Spiegelbild hat schulterlanges Haar, schwarz gefärbt, die Augen schwarz umrandet mit Lidstrich so dick wie Traktorreifen, schwarzer Nagellack, My Chemical Romance-Tank Top in der Größe L wie Lauch, Lulatsch, Loser.

Leute stolpern dauernd bei unseren Namen oder wenn sie uns gerade nicht auseinanderhalten können. Manche nennen mich auch Jennifer, weil sie Jenny maximal für einen Spitznamen halten, und ich muss dann versichern, dass es – *nein, auch nicht auf der Geburtsurkunde, echt jetzt* – nicht Jennifer ist, sondern wirklich Jenny. Als hätte Mama gedacht, ich würde für immer ein Kleinkind bleiben. Irgendwie stimmt es ja auch. Eine Jenny wird nie erwachsen, niemals dreißig und schon gar nicht Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank. Alles in allem ist es unwahrscheinlich, dass wir beiden Musterproleten, Musterossis und Musteremos jemals aufsteigen werden. Wir schaffen es ja nicht mal in die nächste Klasse.

Mama ist eine Erinnerung verbunden mit meinem Namen. Als Kind, ich konnte gerade laufen und sprechen, dachte ich eine Zeit lang mein voller Name lautete Jennyhaltsmaul. Wenn ich mit irgendwas zu ihr kam und sie blickte nicht mal von ihrem Samsung auf: *Jenny, halt's Maul.* (Spoiler alert. Ich habe das Maul zu halten bis heute nicht gelernt.)

Als mir das Fegefeuer meiner eigenen Gedanken zu viel wird, schaue ich auf, sitze zurückgelehnt gegen die kühlen Fliesen. Schmierereien bedecken



die Tür der Toilettenkabine. Sprüche mit Edding aus den Untiefen der Kinderseelen, wer fett ist und wer es für wieviel macht. Keine Rettung nirgendwohin. Augen zu.

Jens schreibt mir: *Bin wc 1 stock kann nicht raus.*

Einfache Nachricht, komplizierte Fortsetzungsgeschichte.

*In der Kabine mit Fenster? Steig da raus, ich warte unten.*

Dann hocken wir am Saaleufer und beobachten die träge fließende Brühe. Wie gern würde ich Boot fahren und dabei eine Hand durchs kühle Wasser ziehen. Wenn es dann noch Nacht wäre und das Wasser die Sterne spiegelt. Das Universum wiegt mich kleines Licht in seiner Ursuppe.

*Was schreibst du da?*

*Nur so ein paar Gedanken.*

*Eine neue Geschichte?*

*Wenn es eine wäre, würde sie nichts taugen. Es gibt keinen Plot. Es geht nirgendwohin.*

Und Jens so: *Wie im echten Leben.*

Wir schweigen eine Weile und ich muss nicht fragen, was überhaupt schon wieder passiert ist, weil er entweder verprügelt wurde oder ihm Prügel für später angedroht wurden. Prügel draußen oder daheim – gibt es überhaupt einen sicheren Ort auf der Welt? In Island oder Japan? Narnia, Mittelerde, oder was? Jens unterbricht meine Suche:

*Vorhin habe ich gedacht: was, wenn Vater recht hat und nie was aus uns wird?*

Ich schaue ihn an und warte. Wenn er schon mal redet, was selten vorkommt.

*Ich stelle mir immer vor, dass irgendwann der Punkt kommt, an dem ich zurückschaue und weiß: dafür war das alles. Deshalb die ganze Scheiße. Dass dann rückblickend alles Sinn macht. Und dann wieder denke ich: was, wenn dieser Punkt nie kommt?*

Es gehen Augenblicke und dunkles Wasser vorbei.

*Wenn es soweit ist, werde ich dich umarmen und rufen: Jetzt!*

Hand in Hand gehen wir heim. Plattenbauvorhölle. Die einzigen Sehenswürdigkeiten sind Glatzen und Hundescheiße. Jens und ich hausen hier in einem Zehnquadratmeterzimmer schon unser ganzes Leben lang. Lebenslänglich also. Es sah wohl erst nach nur einem Kind aus, aber als es Zwillinge wurden, war das eben Pech für uns alle. Man hatte ja nicht plötzlich doppelt so viel Platz.

Wir schlafen hier Bett an Bett, dazwischen ist gerade Spalt genug, um sich zum Fenster durchzuschieben. Wir teilen uns die Kommode und die Klamotten darin. An dem mit Stickern übersäten Schreibtisch können wir abwechselnd sitzen. Die Zimmertür kann nicht geschlossen werden. (Einmal hatten wir den Schlüssel gefunden und für einen Nachmittag abgeschlossen. Wir taten auch nichts anderes als sonst. Jens zeichnete am Tisch, ich las im Bett, aber das Gefühl von Unantastbarkeit war schön für die wenigen Stunden, die es anhielt. Dann kam Vater heim, schon schlecht gelaunt, aber noch schlechter, als er das Zimmer verschlossen fand. Er hämmerte und trat gegen die Tür und brüllte, wir sollten aufmachen oder er würde uns totschlagen. Schließlich brach ein großer Span aus dem Rahmen, die Tür flog auf und wir bekamen die angedrohten Prügel. Seitdem kann die Tür gar nicht mehr geschlossen werden, weil der Bolzen ins Leere greift.)

So sieht hier alles aus. Aufgequollene Spanplatten, aufgerissene Polster, Möbel wie Sperrmüll. Auf der Arbeitsfläche in der Küche ein Krater, wo mal

mit metallenem Fleischhammer ein paar Schläge platziert wurden. Man erkennt die kleinen pyramidenförmigen Zacken des Hammers. Oft streiche ich mit den Fingern darüber, während ich warte, dass das Wasser kocht.

*Was schreibst du gerade?*

Ja, was schreib ich gerade.

*Vielleicht so eine Art Tagebuchroman. Der Titel wäre Herz der Dunkelheit. Der Osten als Dschungel, ein letzter weißer Fleck im Filialfinder der Großketten. Starbucks-freie-Zone, die Zone. Ohne KFC, dafür mit NPD.*

Und Jens so: *Du kannst einem echt den Tag versauen.*

Sehnsucht ist: ein schönerer Ort, eine schönere Sprache. Ich quäle mich mit Tagträumen von Sprachen, in denen alles besser ist. Wie Japanisch. Wörter, die so viele Vokale enthalten, können nur schöne Dinge meinen. Silben zum Lutschen und Lecken: Sushi. Umami. Fast spüre ich es auf der Zunge. Mochi. Wagashi. Wenn Süßigkeiten nicht auf i enden, hat sowieso alles keinen Sinn. Auf Deutsch klingt alles immer irgendwie krank und kaputt. Selbst Süßspeisen klingen als enthielten sie Kies und Holzsplitter. Grütze ist so ein Beispiel. Das ist kein Dessert, das ist eine Kinderkrankheit. (Der Martin war heute nicht im Kindergarten, der hat ganz schlimm Grütze.) Es ist schwer, sich was Leckeres vorzustellen, wenn der Name sich schon die Hälfte der Buchstaben mit Kotze teilt. Die harten Konsonanten schlagen mir auf Auge, Ohr und Magen.

Deutsch ist: hässliche Wörter für hässliche Dinge, hässliche Wörter für schöne Dinge. Brustwarzen, echt jetzt. Wer Liebe nicht ausdrücken kann, kann sie auch nicht wahrnehmen. Und umgekehrt. Ich finde: mit der deutschen Sprache stimmt etwas gewaltig nicht. Wer hat diese Wörter erfunden, wer trägt die Verantwortung für diese lieblos hingerotzten Vokabeln? Klar gibt es auch schöne Dinge, aber viel zu viele schlechte. Wenn ich einmal Gott oder so begegne, dann stelle ich ihn zur Rede, warum er Deutsch so hässlich gemacht hat. Von den Deutschen ganz zu schweigen. Manchmal wünschte ich, alles Deutsche in und an mir würde einfach krepieren.

Dann Schritte im Treppenhaus. Schon auf dem Flur können wir Vater hören: *Mich vor so einer blöden Sau rechtfertigen zu müssen, sowas Degeneriertes hätte man früher vergast.* Es ist schon fünf vor aufdiefresse.

Ich halte meine glühende Wange, lasse kaltes Wasser drüber laufen und sehe dem roten Faden zu, den meine blutende Lippe ins abfließende Wasser malt und denke: *Degenerierte Scheißkuh, dass die Vater auf uns hetzt, die gehört vergast.* Will ich nicht denken, aber wenn man mit Hass aufwächst ist das wie Krebs im Kopf. Die hat ja keine Ahnung, was es bedeutet, gehorsam zu sein. Es gibt offizielle Regeln:

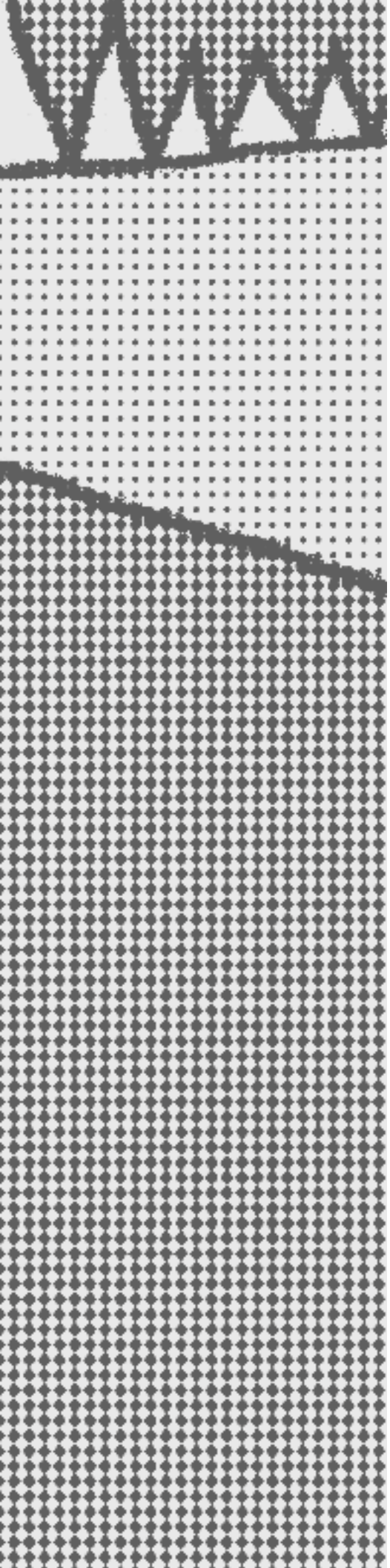
*Man grüßt anständig. Sieh mir gefälligst in die Augen. Lass das Gewinsel. Sprich lauter. Halt dich gerade. Hast du kapiert? Antworte gefälligst. Ja oder nein. Deutscher Satz. Mach nicht so ein blödes Gesicht. Hör mit dem Geflenne auf.*

Sag wenig. Sag gar nichts. Werde grau und unscheinbar. Sei ansonsten unsichtbar. Existiere nicht.

Jens ist über den Schreibtisch gebeugt, der Stift kratzt über das Papier. In seiner Zeichnung sind wir Wölfe, die wie Blitze dahinjagen.

*Jens, deine Nase blutet.*

Wir sitzen und warten auf Schritte, die sich entfernen. Wir haben uns angewöhnt zu lauschen wie Tiere auf freiem Feld, immer wachsam falls Gefahr droht. So lauschen wir auf das kleinste Geräusch, das den großen



Krach ankündigt. Wir lauschen im Klassenraum und schrecken auf, wenn auf dem Gang eine Tür geknallt wird. Wir lauschen auf dem Schulhof, wenn in dem ganzen Lärm ein Schrei plötzlich anders klingt.

Fast Forward ein paar Tage später.

Ich sitze vor einem Berg Bücher und lese dieselbe Seite zum dritten Mal. In meinem Kopf höre ich einen anderen Text. Ich schaue zu meinem Bruder, mein Spiegelbild schaut zurück. Schwarze Augen wie die eines Tieres. Immer und zu allem bereit.

*Was denkst du?*

*Und was denkst du?*

Einmal will ich den Punkt erreichen, an dem ich nicht zurückschaue und an dem es mir scheißegal ist, wozu das alles war. An dem alles vergessen ist und nur dieser Augenblick zählt, so wie alle Augenblicke danach. Bis dahin verfolgt mich ein Satz aus der Vergangenheit: *So gut wie jetzt wird es dir nie wieder gehen.*

Ich kann es gar nicht erwarten.

# Šunka

**Von Oliver Guntner**

Der Polizist sprang zur Seite. Er rutsche auf dem frostbeschichteten Asphalt aus und fiel der Länge nach in den Schnee – dem kolossalen Schwein, welches ihn fast gerammt hätte, war er allerdings entkommen. Frederik Kazimirovic applaudierte höhnisch. Das Echo der gegeneinander schlagenden kältetauben Handteller verhallte an den Leitplanken der Autobahn.

»Jeder glaubt Ihnen, Herr Kommissar, dass ihre Männer Verbrecher fangen können. Aber dass Ihnen eine Horde Schweine solche Arbeit machen würde …«, feixte er.

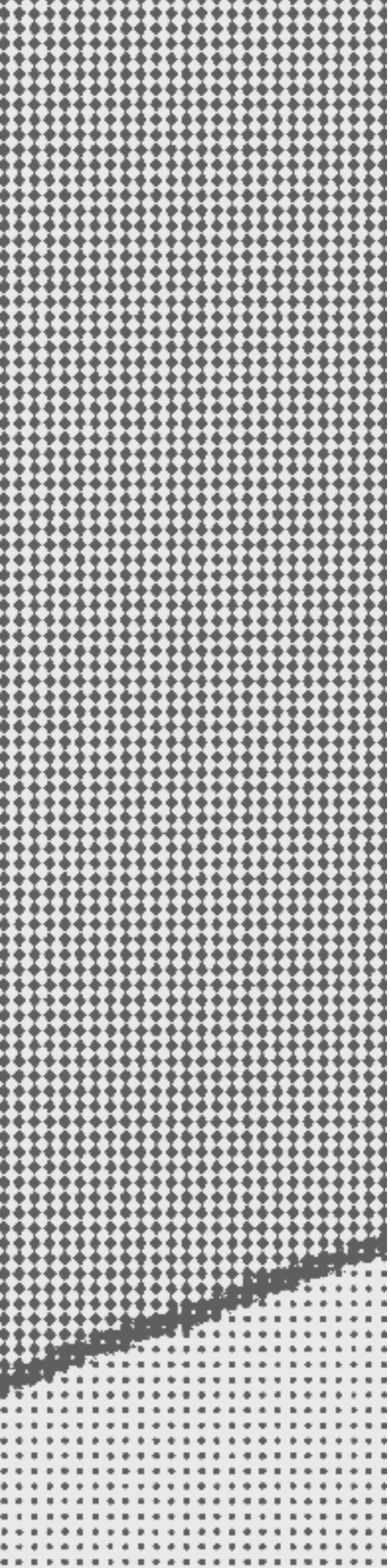
Hinter dem zweigliedrigen, umgestürzten Tiertransporter, der wie ein halb eingerissener Jägerzaun die vereiste Fahrbahn abtrennte, hörte man das aufgeregte, wuselige Quieken der herumirrenden Tiere. Inzwischen hatte der Kommissar dem Kollegen aufgeholfen. Beide ignorierten den Spott, drehten sich zur Rettungsgasse und verließen den Unfallort. Im Schneesturm verloren sich ihre Konturen.

Fredericks trockenes Lachen verstummte. Er trottete um seinen Renault Clio herum. Dieser hatte den Unfall unbeschädigt überstanden, obwohl Frederik in dem Moment, da der Transporter außer Kontrolle geriet, nur wenige Meter vom Fahrzeugheck entfernt gewesen war. Die Schweine, die beim Umstürzen des Transports keine Knochenbrüche erlitten oder sich in der Vergatterung verfangen hatten, waren im Herdentrieb sauber rechts und links am Auto vorbei gerannt. Drei Tiere lagen mit zerschmetterten Körper auf der Fahrbahn. Sie waren bei der Massenflucht eingeholt und gnadenlos niedergemacht worden.

Frederik erinnerte sich an die Lektion, die ihm seine Mutter jahrelang abendlich eingeflüstert hatte: Er solle nie los laufen, nie an der großen Treibjagd teilnehmen – einer Treibjagd ohne Jäger; sich nie im selbst erhaltenden Teil der rollenden Woge finden. Besser war es, sich allen Gefahren zu stellen – aufrecht und stolz. Sie hatten dieses Spiel gespielt: Sie beide, in familiärer Bande vertraut und gegen den Rest der Welt gerichtet. Nie wollten sie vor etwas flüchten, nie einer Konfrontation aus dem Weg gegen. Dobrinka und Frederik Kasimirovic – Mutter und Sohn; hatten Abend für Abend zusammengesessen, diese Spielregeln wiederholt und einander gemustert.

Sooft Dobrinka liebevoll den Schopf ihres Sohnes tätschelte, sooft erinnerte sie sich an den Angriff auf Belgrad. Hinter ihr der Bombenteppich der NATO-Geschwader, welche Fabriken den Erdboden gleich machten, Brücken zerstörten, Dörfer abbrennen ließen; vor ihr nur die Weite und Leere der Flucht. Man schob sie mit, ein Tross Richtung Prizren, ein Strudel der Entkommenen und dennoch ewig Gefangenen. Die Hoffnungslosigkeit hatte viele in Lethargie fallen lassen … nicht aber Dobrinka Kasimirovic. Flucht verlieh den Füßen Flügel; Flucht in die Ferne mit tausend Möglichkeiten, von denen sie nur eine brauchte, um alles hinter sich zu lassen.

In Prizren hörte sie, dass dem Militärlager Arbeitskräfte fehlten und so meldete sie sich mit anderen Frauen zum Putzen, Waschen und Kochen. Trotz der Arbeit versiegte Dobrinkas Unruhe nicht – und obwohl sie für Soldaten arbeiteten, deren Regierungen das Völkerrecht gebrochen und ihnen die Existenzgrundlage genommen hatten, entwickelten manche



Frauen eine Sehnsucht nach den Verlockungen, welche in den Erzählungen über die fernen Länder eingefasst waren. Der Fluchtweg verengte sich in ihren Köpfen, doch für ihre Pläne brauchten sie Geld; mehr Geld als sie im Moment erwarben.

Eines Tages hörte Dobrinka, dass seit kurzem Arbeiten im Kühlcontainer, wo die Fleischvorräte lagerten, besser bezahlt werden würden. Sie meldete sich prompt. Nach einer kurzen Musterung öffnete man die Containertür und verschloss, nachdem sie eingetreten war, diese wieder von außen. Zwischen den aufgehängten Schweinehälften, welche einen Großteil des Containers einnahmen, trat, mit hochrotem Kopf, ein flaumbärtiger Soldat hervor. Sein Blick, sein Gebaren und die hinter ihr verschlossene Tür machten Dobrinka klar, weshalb hier mehr Geld verdient wurde. War es die Kälte des Ortes, welche ihre Empfindungen einfror und ihren Verstand schärfte? War es die Tatsache, dass es für sie aus dieser Situation kein Entkommen gab – und dass die beständige Flucht es gewesen war, welche sie hierhin getrieben hatte?

Wortlos streifte sie die Küchenschürze ab und ließ ihr Gegenüber, der diese Geste freudig als Zustimmung aufnahm, an sie herantreten. Dobrinkas Augen blieben weit geöffnet. Sie wollte nicht mehr fliehen. Andere hätten sich vielleicht gedanklich zwischen die Schweinehälften eingereiht; ein kaltes und totes Stück Fleisch, nur für den Verzehr und Genuss des Moments offeriert … nicht aber Dobrinka Kasimirovic, die sich entschloss, ihren letzten Funken Leben und Würde zu bewahren.

Als man die Containertür wieder öffnete, trat Dobrinka aufrecht und stolz nach draußen. Mit dem erhaltenen Geld würde sie ihren Weg in die Ferne finden – und es würde keine Flucht sein. Nie wieder, nie wieder würde sie fliehen; sich von der Welle der Angst erfassen und in ihrem Sog mitziehen lassen. Sie würde fortan frei und ohne Unterdrückung leben. Mit dieser Überzeugung kam sie drei Monate später in Deutschland an; sie und das in ihr heranwachsende Kind, dem sie die gleichen Regeln des Spiels, der großen Treibjagd – einer Treibjagd ohne Jäger – beibringen würde.

Für Frederik freilich war das Spiel anfangs eine wunderbare Albernheit; er sollte und wollte so groß und stark werden wie der Großvater, den er nur aus Dobrinkas Erzählungen kannte. Da seine Mutter in Deutschland rasch Anschluss an andere Serben fand, war die einzige Sorge, um die sich der Junge kümmern musste, das Einhalten jener Spielregeln. Er sollte, wohin er auch ging, mit dem Kopf durch die Wand rennen. Ein sturer, aber unnachgiebiger junger Bursche, der seine Mutter stolz machen wollte. Bis heute blieb er diesem Vorsatz treu.

Durch den Schneesturm hörte Frederik schrilles Quieken, dann ein quälend lang gezogenes Gurgeln. Stille. Die Gestalt des Polizeikommissars schälte sich aus dem Weiß des Schneesturms heraus. Ein Veterinär und drei Metzger begleiteten ihn. Der Arzt diskutierte wild gestikulierend:

»Da führt kein Weg vorbei. Und wenn es doppelt so viele wären – wir müssen sie töten.«

Auf ein Handzeichen hin schwirrten die drei Metzger zum Transporter aus, wo sich noch immer einige Tiere quälten. Das schrille Quieken und Gurgeln wiederholte sich, und wenn man genau hinsah, erkannte man warmes Blut, das über die Ladefläche hinweg in eine frische Schneewehe und auf den Asphalt tropfte.

Der Kommissar instruierte ebenfalls seine Leute; sie mögen eine Mauer bilden und die frei laufenden Schweine langsam in die Enge treiben. Da tauchte das kolossale Schwein auf, welches vorhin beinahe einen Polizisten umgerannt hatte.

»Ihr treuster Fan ist zurück«, rief Frederik und lehnte sich an die Karosserie seines Renault Clio, um das Schauspiel zu genießen.

Die Polizeitruppe versuchte das Tier mehrmals einzukreisen, doch es brach immer wieder aus. Einer der Männer fragte kleinlaut, ob man es nicht einfach erschießen könne. Da sprang Frederik in den Ring, klatsche mit den Händen auf die Oberschenkel und brüllte das Tier an:

»Komm schon, na los. Šunka! Komm her. Šunka!«

»Reizen Sie die Sau nicht. Sie wiegt bestimmt 120 Kilo«, rief der Veterinär.

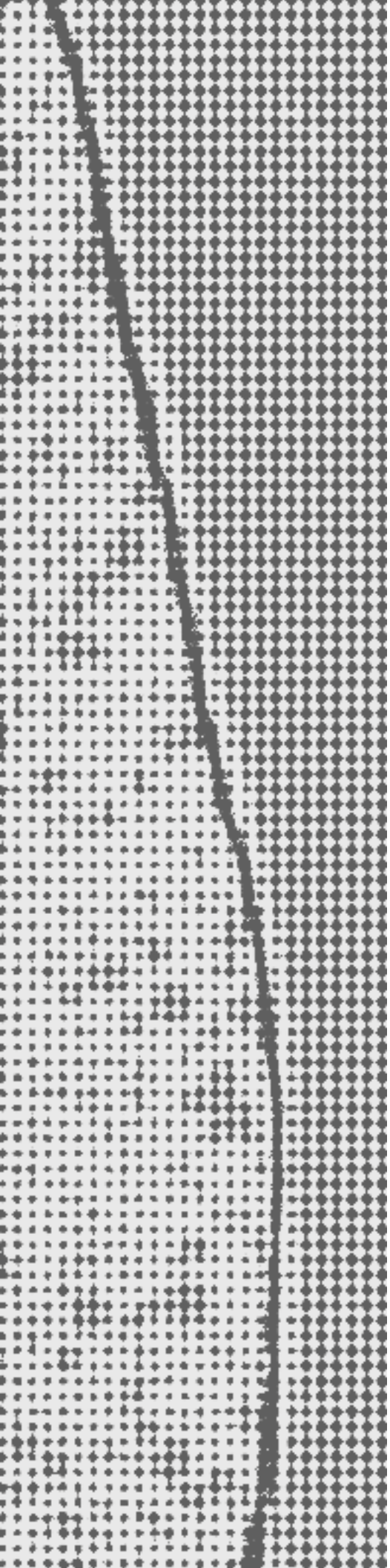
Frederik lachte über die Feigheit dieser Leute; darüber, wie sie fort liefen. Immer und immer wieder. Das Leben war doch ein Spiel mit ganz klar abgegrenzten Regeln.

Der Polizeitrupp verengte den Kreis um die Sau. Šunka grunzte, Frederik schrie. Das Schwein wetzte los, hielt auf den Kampflustigen zu. Alle waren überzeugt, dass das Tier nach links ausbrechen würde, doch zu ihrer Überraschung sprang es Frederik an, direkt gegen die Brust.

Frederick Kazimirovic stürzte nach hinten. Er zertrümmerte sich den Schädel auf dem von Frost überzogenen Asphalt. Šunka lag ebenso auf der Seite und grunzte. Während die anderen um Frederik standen, machte einer der Metzger die notwendigen Schnitte, um das Tier zu erlösen.

»Ich glaube, die Sau ist trächtig«, rief er plötzlich und der Veterinär bestätigte nach einem kurzem Blick den Verdacht.

Vielleicht gibt es in der großen Treibjagd doch ab und an Jäger – besser, Jägerinnen. Mütter, die bereit sind, alles zu opfern, und deren Liebe zu ihren Kindern sie auf der Flucht umdrehen lassen und aufrecht und stolz gehen lässt. Aber für Frederik spielte dies keine Rolle mehr. Sein Spiel war aus.



# Dem Vergessen entkommen

**Von Ben Kaltofen, dedicated to the hEFt**

Abschied ist ein schweres Wort, dachte ich, als ich in das Loch hinunterblicke, in das der Eichensarg abgelassen wird. Es raschelt, während er an der feuchten Erde hinuntergleitet und etwas Laub seinem Weg folgt. Der Holzkasten wird immer kleiner, bis die Dunkelheit ihn schließlich verschluckt und nur ein dumpfes Geräusch von seiner Ankunft am Boden zeugt. Andächtige Stille, nur das beständige Aufschlagen der Regentropfen auf dem Holz ist zu hören. Unter pechschwarzen Regenschirmen steht eine Traube Menschen um das Loch verteilt, welche über die Jahre zu Bekannten, vielleicht Freunden geworden waren. Sie schweigen und gedenken des Verblichenen, doch nach einiger Zeit gehen die meisten wieder zurück in ihren Alltag. Ich bleibe noch mit einer Handvoll Rebellen hier stehen, den Blick in das Loch gerichtet.

Zwei Männer in durchnässten Jacken kommen heran und sie tragen Schaufeln. Wir sehen zu wie sie das tun, wessen niemand je Zeuge werden möchte. Kaum jemand verharrt so lange vor der Endgültigkeit, wissend, dass jede Schippe voll Erde das Ende unaufhaltsam besiegelt. Jedes Mal, wenn eine Ladung Erde dumpf auf den Sarg trommelt, fühlt es sich so an, als wenn uns jemand einen Schlag in die Magengegend verpasst. Doch wir bleiben und starren weiter hinab, was die Männer zusehends irritiert. Sie lassen sich aber nicht beirren und fahren mit dem fort, wofür sie letztlich bezahlt werden. Ihre Arbeit verbirgt was keiner offenbart sehen will.

Die Erde wiegt schwer auf dem Eichenholz und die Männer ebnen sie. Nachdem von dem Loch nur noch eine kahle Stelle feuchten Bodens übriggeblieben ist, dämmert es uns. Die Zeit des Vergessens hat begonnen.

Die restlichen Trauergäste und die beiden Männer machen sich nun ebenfalls auf den Heimweg, denn es gießt in Strömen und Wind heult von Osten her auf. Ich bleibe allein zurück, den Blick noch immer auf die Stelle fixiert, wo unsere Geschichte ein Ende gefunden hat. Die Regentropfen und Windböen versuchen sich regelrecht an Lautstärke zu übertrumpfen, Äste biegen sich und uraltes Holz ächzt vor sich hin. Ich blende die Soundkulisse aus und konzentriere mich auf die wenigen, subtileren Töne, welche die nasse Erde von sich gibt. Sie sind zu leicht zu ignorieren, dabei haben sie so viel zu erzählen. Eine Frage beschäftigt mich schon seit langem. Gibt es ein Entkommen aus dem Vergessen?

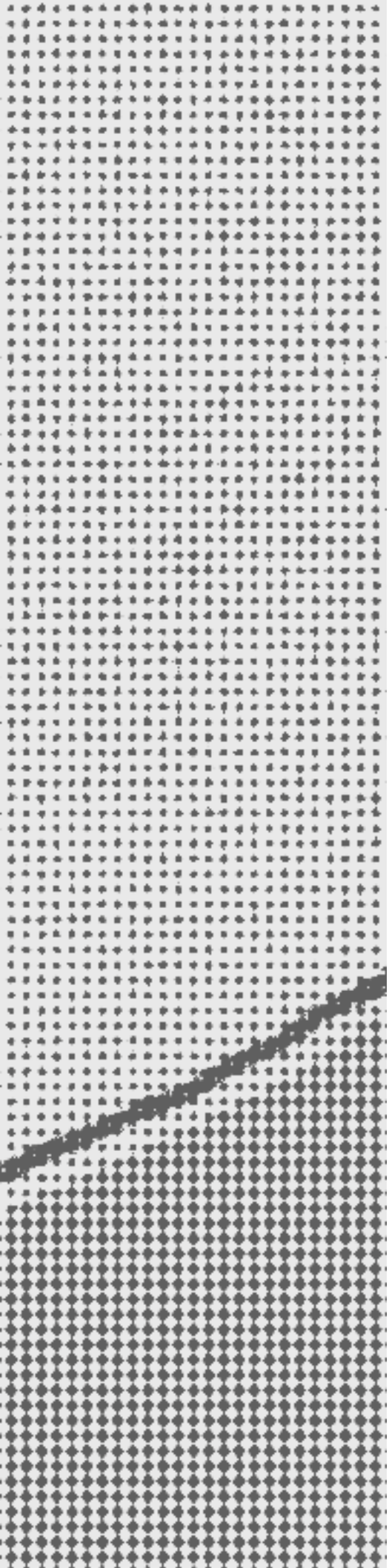
Aufgerissene Finger kratzen über das Holz und Blut fließt über den Handrücken. Sie schlägt voller Verzweiflung gegen den Deckel. Er ist mit stabilen Nägeln fest verschlossen und es gibt keinen Ausweg. Kein Licht erhellt ihre Welt, nur wenig Luft verbleibt und irgendwo verrinnt der Sand in einer Sanduhr. Sie schreit aus wunder Kehle, windet sich das Grauen vor Augen und verbraucht dabei den wertvollen Sauerstoff. Die Pupillen zucken wie wild hin und her und ihr qualvolles Ende wird zur Gewissheit. Während die Gedanken rasen und Angst in reinster Form ihre Psyche verstümmelt, versucht sie sich zu beruhigen. Sie liegt eingeengt inmitten des Eichensarges, ihrer Jugend entrissen und tastet mit den zittrigen Fingern über das Holz, streichelt es, fast so als fände sie sich mit seiner Umarmung ab. Sie ist zarte 15 und nur noch wenige Augenblicke verbleiben ihr auf dieser Welt.

Vor wenigen Stunden noch hatte sie der Obrigkeit die Stirn geboten, keck und rebellisch die Zunge herausgestreckt und Kaugummi Bläschen zum Platzen gebracht. Bildschöne Hure gescheiterter Künstler und Sprachrohr einer Generation von Aufrührern hatte man sie genannt, doch ein Spaziergang an einem sonnigen Herbsttag war ihr zum Verhängnis geworden. Unschuldig wie sie war, hatte sie Eichhörnchen im Park gefüttert und danach die alte Stadtmauer mit Graffitis verschönert. Ich stand nicht weit entfernt, habe zugesehen und ihre feurige Mähne bewundert. Sie machte bereits Pläne für Ihren nächsten Coup, bis ein Jutebeutel und Chloroform ihr Schicksal besiegelten. Ein letztes Mal konnte die Welt sie bestaunen, wie sie in einem rot-goldenen Blättermeer lag und von den Baumkronen in den Schlaf gewogen wurde.

Sie ringt nach Luft, doch selbige schwindet. Ihr Atem wird gleichmäßiger, denn sie weiß, dass sie sich beruhigen muss, wenn sie sich befreien will. Sie hält inne und verdrängt den Schmerz in den Muskeln und Gliedern, den ihr der Kampf gegen die Angst beschert hat. Sie will nicht sterben. Ihr Puls senkt sich und sie tastet sich mit der blutigen Hand am Holz entlang, bis über ihr Herz. Dort berührt sie den Holzdeckel des Eichensarges. Hier ist die richtige Stelle. Sie bildet eine Faust, atmet tief ein und besinnt sich auf das, was sie vor langer Zeit auf der Straße gelernt hat. Dann schlägt sie immer und immer wieder auf dieselbe Stelle ein, bis der Geruch feuchter Erde ihr neuen Lebensmut gibt.

Ich lausche noch eine Weile und stutze, weil die dumpfen Schreie aus der Tiefe verstummt sind. Überschlage ich die Minuten so bin ich mir sicher, dass sich ihre Agonie noch einige Zeit hinziehen sollte. Es ist ein schleichender, doch sanfter Tod und er dauert für gewöhnlich nicht länger als ein bis zwei Stunden. Ich schiebe die Stille der Erde auf die Müdigkeit, die mich zu diesem Schritt verleitet hat und tue ihr Schweigen als Einbildung ab. Viel zu lange schon ging unsere Rebellion. Vielleicht will ich das Ende nicht wahrhaben, obwohl wir wussten, dass es irgendwann so kommen musste. Ein Regentropfen streift meine Stirn, fließt herunter und brennt im Auge. Dort mischt er sich mit dem Regen in mir, der so gerne nach außen brechen will.

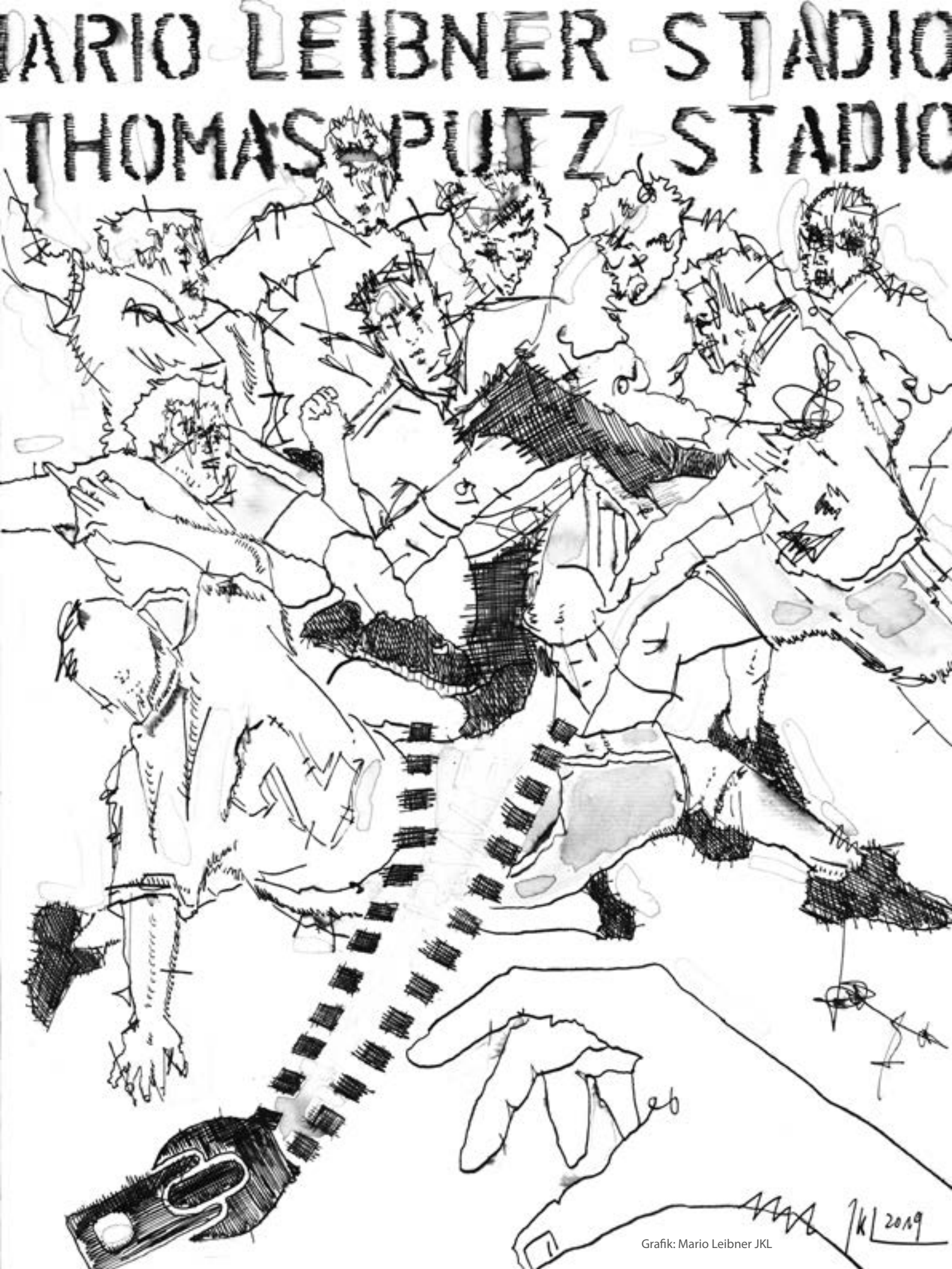
Ihre Fingerglieder sind angeschwollen, bluten und ihr Handgelenk brennt vor Schmerz. Trotzdem ballt sie die Hand wieder und wieder zur Faust, auch wenn alles taub wird und sie am liebsten schlafen möchte, denn auch sie ist müde. Sie schlägt auf das Holz ein und sein Knacken lässt sie freudig aufschreien. Splitter hageln auf sie herunter und eine große Menge Erde bricht über sie herein. Sie schiebt den Dreck Richtung Füße, indem sie sich windet, hält die Luft an und greift mit den Fingern durch das Loch. Der Deckel bricht und mehr und mehr Erde rutscht nach. Die Freiheit ist greifend nah. Sie spürt die warme Umarmung der Sonne auf der Haut. Eine blühende Wiese kann sie sehen, Kinder, die auf dem Gras spielen und die Mutter die zum Essen ruft. Sie ist ganz überwältigt vor Freude, ganz benebelt vor Glück. Ihr Herz springt vor Dankbarkeit und sie spürt den Griff einer warmen Hand, die sie nach oben ziehen will. Das letzte



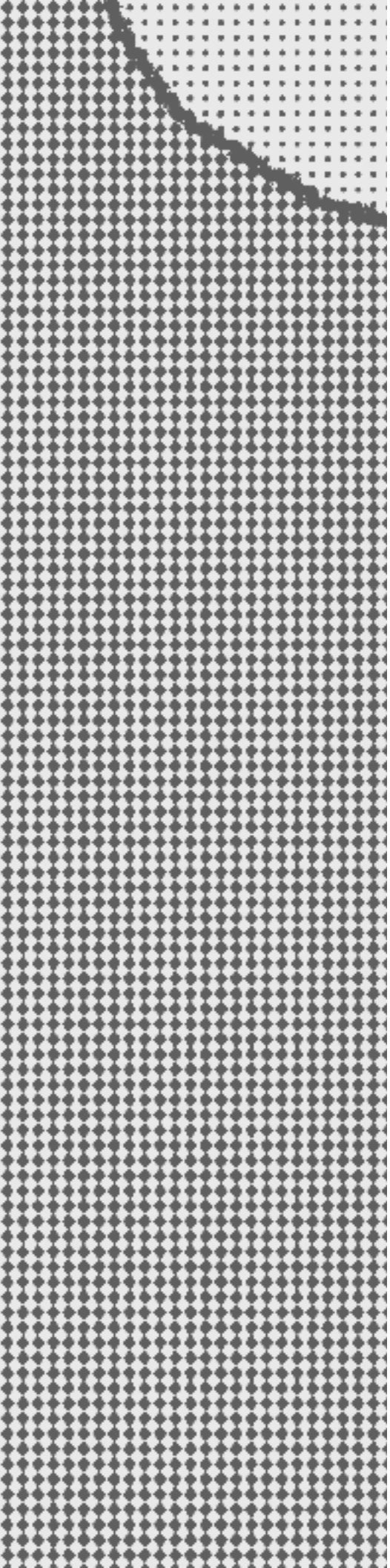
Sandkorn kreiselt um den Hals der Sanduhr, zieht noch drei Bahnen, dann fällt es hinab in die Leere.

Der Platzregen lässt nicht nach und mir wird langsam kalt. Das wird mich aber nicht davon abhalten weiter hier zu stehen und auf die matschige Erde zu blicken, unter der unsere Geschichte ein Ende findet. 15 Jahre hat sie dieses Leben durchgehalten und auch jetzt noch, im großen Finale, gelingt es ihr, mich zum Nachdenken zu bewegen. Wenn ich es mir recht überlege, ist es schade, dass es auf diese Art enden muss. Doch die Zeit für Rebellen scheint abgelaufen. Oder hat sie mit ihrem Abschied erst so recht begonnen?

Meine Füße rutschen, fast so als würde etwas sie tiefer in den Schlamm ziehen. Ich bilde es mir sicher ein. Rot-Golden schimmert etwas aus dem Dunkel der Erde hervor und ich bin mir sicher, es war vorher nicht an dieser Stelle. Als ich mich runter beuge scheint es so, als ähnelt es einer Haarsträhne. Ich versuche es aufzuheben, etwas zieht mich nach vorn und meine Füße geben nach. Ich höre noch wie Laub über den Boden raschelt und wie Regentropfen auf Holz trommeln. Dann wird alles dunkel. Es ist jetzt still, kein Wind und kein Regen mehr zu hören. Mein Bewusstsein schwindet. Das letzte, was ich rieche, ist feuchte Erde. Der kurze Hauch von Fingern, die über mein Handgelenk streichen ist alles, was ich noch spüre. Vielleicht ist es nicht so schlimm zu vergessen.




Grafik: Mario Leibner JKL



# Leg dich nicht mit deinem Verleger an

**Von Alexander Estis**

Ich habe mich mit meinem Verleger angelegt. Ich wollte wissen, wer länger durchhält. Er ignorierte meine Manuskripte gänzlich, er las sie nicht, er schubladisierte sie; er etikettierte sie mit immer neuen Umschreibungen für nie: Bei freier Kapazität, Nächste Saison, Im Falle von Manuskriptmangel; er stigmatisierte sie mit einem Locher, um sie in einen der Ordner zu heften, die er nur zu diesem Zweck öffnete: um Manuskripte einzuheften. Aber ich blieb hartnäckig, und seine Schubladen, Regale und Archivkästen waren schnell überfüllt.

So griff er zu raffinierteren Verfahren. Er schob die Manuskripte der Volontärin zu; doch sie fand Schutz bei der Gewerkschaft und schob zurück. Er sandte die Manuskripte weiter an andere Verlage; doch die Verlage retournierten. Er gab die Blätter seinem Bruder, einem expressiven Maler, damit er Boden und Wände seines Ateliers tapeziere; doch daraufhin schenkte ihm der Bruder ganze Mappen aus der neuen Serie »The Beuysed Manuscripts«.

Da fiel ihm plötzlich ein, dass Manuskriptbögen eine angemessene Dekoration abgeben könnten für die Hochzeitsfeier eines Verlegers; also heiratete er; später bastelte er daraus Flieger, Schiffchen und Hüte für seinen Sohn; als dieser dafür zu erwachsen geworden war, erlernte der Verleger Origami, um die Bögen zu unterschiedlichen filigranen Gebilden zu falten und um schließlich seiner neueroberten Geliebten hundert papierene Lilien zu präsentieren. Nach dieser Vollbringung schmerzte sein Daumen vom beständigen Ziehen der Falz, sodass der Orthopäde ihm das Origami untersagte und stattdessen Taichi verordnete. Aber beim Taichi dachte der Verleger nur daran, was er mit der nächsten Manuskriptsendung anstellen würde; Taichi war dafür sinnlos.

Auf höhere Effektivität bedacht, fing er nun an, Manuskripte in Stapeln von unterschiedlicher Größe anzuordnen, sie zu fixieren, zu gruppieren und aneinanderzufügen. Darin erreichte er bald ein solches handwerkliches Geschick, dass er echte Möbelstücke herstellen konnte: Schon hatte er einen Zeitungstisch aus Manuskriptstapeln, ein Sofa, sogar eine Schlafstatt, womit er das von der Schwiegermutter ererbte rostige Metallbett im Gästezimmer ersetzen konnte. Von diesen Erfolgen inspiriert, begann er Pläne zu spinnen, wie er nach und nach die Bausubstanz seines Hauses vollständig durch Manuskript ersetzen würde. Bevor er jedoch zur Tat schreiten konnte, fand er sich auf die Straße hinausgeworfen, denn seine Ehefrau schien äußerst bestürzt über das entsorgte Erbstück; also musste er von seinem Plan ablassen.

Nun hatte er keine Ideen mehr, war ausgelaugt, geschlagen und von allen verlassen. Auch meine Einfälle waren mit der Zeit immer rarer und stumpfer geworden; aber ich ließ mir als kluger Stratege nichts anmerken, ich legte umgekehrt nach, indem ich jede noch so fade Flause zu einem voluminösen Wälzer aufblähte. So kam es, dass ich gerade die zugleich längste und übelste Romantrilogie eingesandt hatte, als mein Verleger endlich nachgab. In Ermangelung jeder Kraft, weiteren Widerstand zu leisten, verfiel er ins Gegenteil; es überkam ihn ein geradezu missionarischer Eifer,

denn je absurder der Glaubenssatz, desto fanatischer der Prediger: Allen begann er vorzuschwärmen, welch exquisites Stück intellektueller Hochkultur er entdeckt habe, einen wahren Schatz, vergraben freilich unter vielem Schutt, ein Rohdiamant sozusagen, den er, der erfahrene Verleger, erst schleifen müsse, aber doch ohne Zweifel ein Diamant, ein wahrer.

Ich triumphierte; doch zu früh. Denn jetzt wollte der Verleger verbessern. Zunächst sollte alles einfacher, verständlicher werden. Er gab das Manuskript seiner Geliebten, nunmehr seiner zweiten Frau, deren Lektüre sich sonst auf die großen roten Schlagzeilen der Illustrierten beschränkte, und seinem mittlerweile siebzehnjährigen Sohn, der aus erotischen Groschenromanen nur die, wie er sagte, wesentlichen Passagen las, weil ihm die restlichen, wie er sagte, zu philosophisch waren; der Verleger gab meine Manuskripte also diesen Beiden, und was sie für schwierig befanden, das musste ich neuschreiben.

Dann begann er mit Wortkorrekturen, harmlosen Synonymvorschlägen, stilistischen Varianten; vorsichtig, kaum merklich, ging er dazu über, bald ein Adjektiv einzustreuen, bald eine adverbielle Fügung, den einen oder anderen Satz beizutragen, eine fehlende Schilderung zu ergänzen oder eine Figur einzuführen. Sodann kürzte er, was noch von mir stammte. Er war ein Meister der Kürzung, er allein ein ganzer Trupp: Zur Einstimmung hantierte ein delikater Barbier bravourös mit einer Rasierklinge und entfernte unnötige Härchen; ein minutiöser Chirurg resezierte mit feinstem Skalpell nur die bösen Geschwüre; sodann schnitt der rabiatere Gärtner drauflos mit der langschnäbligen Heckenschere, und Blätter und Blüten fielen zu Boden; bis am Ende ein wahnsinniger Mäher heranrannte und alles dahinmähte mit rasender Sense. Aus einer dreibändigen Saga wurde ein schmaler Roman, aus dem Roman eine Novelle, aus der Novelle eine kurze Geschichte, bestimmt für eine Anthologie oder Zeitschrift. Darin druckte der Verleger zuletzt, begleitet von einer warnenden Anekdote, nur noch die Sentenz: Leg dich nicht an mit deinem Verleger!

# Aufstehen

**Von Till Bender**

In den Straßen regiert die Gewalt.

Die Rede ist nicht von den vereinzelten Unruhestiftern, die immer mal wieder irgendwo irgendwen aufmischen, vom Horror ordentlicher Bürger. Gewalttäter regieren überhaupt nichts.

Die Rede ist von der Gewalt, die alle Unruhestifterei und Gewalttätigkeit mühelos fortfegt und zermalmt. Hier regiert nur einer: der Rechtsstaat, die StaatsGEWALT, die auf die ordentlichen und die unordentlichen Bürger aufpasst. Und man sagt erst mal lange: zum Glück! Diese Gewalt regiert nicht bloß in den Straßen, sondern auch in Parks, in Wald und Feld, in Kindergärten, Schulen und Universitäten, in Geschäften, Banken und Unternehmen, in Ämtern und Krankenhäusern, in Theatern, Kinos und Eckkneipen. Das sollte man nicht aus dem Auge verlieren. Wenn man sich nämlich das hübsche Bild leistet, Gewalt sei bei uns eher ein Ausnahmefall, im Großen und Ganzen sei das Leben vielmehr bestimmt von Kooperation und wechselseitiger Interessensbeförderung, dann täuscht man sich schlimm über die Natur unseres Gemeinwesens.

Man kann hierzulande nirgendwo hintreten, ohne wieder in einem Vertragsverhältnis zu stehen. Immer darf man was, oder auch nicht.

»Rauchen im Bäckerladen«, »mitternächtliche Trompetensoli«, ist klar, das geht gar nicht. Wie »Freunde ausspionieren«. Keine zwei Meinungen!

Gibt's aber auch weniger klar: Kann einer beim Zelten auf den Luxus eines Campinglatzes verzichten, möchte bisschen Geld sparen und schlägt sein Lager nebenan auf einem Acker auf.

Was darf man?

Oder: Ein Lehrer streicht eine Fünf für eine vergeigte Mathearbeit und ersetzt sie (»selbstverständlich!«) durch eine verdiente Eins, sobald der Schüler zu einem geeigneteren, späteren Zeitpunkt nachgewiesen hat, dass er die Binomischen Formeln inzwischen kapiert hat. Was darf man nicht?

Aber auch so was sind nur verspielte Übergangsfälle.

Richtig interessant wird es bei den Zusammenhängen, die den Laden am Laufen halten: Wirtschaft, Arbeit, Geld.

Gehst du arbeiten, willst du möglichst viel Geld für möglichst wenig Arbeit rausholen. Arbeiten Leute für dich, willst du möglichst viel Arbeit aus denen rausholen und möglichst wenig Geld dafür zahlen. WICHTIG: Nicht erst als Habgieriger, als Raubtierkapitalist, sondern auch, wenn du Latzhosen- und Nickelbrillenträger bist und an der Ecke einen handbemalten Laden für Fahrradreparatur und Holzspielzeug hast und jemanden suchst, der Büro und Versand macht. Das ist von dieser Wirtschaftsordnung so sortiert, dass ihr ohne Anlauf zu Parteien mit feindlichen Interessen, kurz: zu Gegnern werdet. Und die anderen Gegner sind für den einen alle, die bereit sind, für weniger Geld mehr Büro und Versand zu machen, und für den anderen all die anderen Fahrradreparateure und Holzspielzeugmacher, die mit demselben Mittel an dasselbe Geld derselben Leute ranwollen.

Und im Grunde, nackt, hätte man gar nichts gegen die.

Das ist wichtig: Die sind keine Gegner, weil sie von innen heraus garstig wären, sondern weil sie in einer Eigentümergesellschaft unvermeidlich zu Verfechtern feindlicher Anliegen werden.

Man könnte glatt zum Aktivisten, des Hobbys werden, – wenn die Leute nur nicht immer so bescheuerte Hobbys hätten.

Sobald einer was macht, ohne damit Geld verdienen zu müssen, kann er das durchaus mit oder gar aus Freundlichkeit und Wohlwollen machen. Aber alle wissen, was wirklich zählt. Wenn man von einer Tätigkeit berichtet, die sowohl als Hobby als auch als Beruf existiert, wird man jedenfalls nie zurückgefragt: »Und machst du das so richtig hobbymäßig oder ist das nur dein Beruf?«

Und niemandem fällt dabei was auf.

Der Mensch IST kein Wolf (und der Wolf ist es schon gleich nicht). Zum gegeneinander Raffen und nix Hergeben wird man gezwungen von einer Konkurrenzordnung, die die Menschen gegeneinander ausrichtet.

Konkurrenzverhaltensmuster braucht man nur zum Bestehen in der Profiwelt. Da sind Banken und Leute – Gegner. Energielieferanten und Menschen, die es im Winter warm haben wollen – Gegner. Vermieter und Mieter – Gegner. Versicherungen und Versicherte – Gegner.

Irgendwie kooperieren müssen sie natürlich, und in den Broschüren stellen die sich auch immer – schlecht verkleidet – als so was wie verlässliche, vertrauenswürdige Partner in den jeweiligen Belangen dar. Und gerade auf diesen Feldern bräuchte man ja eigentlich, wenn man mal so reden will, einen Freund. Aber wenn man weiß, dass man am sichersten denen vertrauen kann, mit denen man gemeinsame Interessen verfolgt, während diejenigen, deren Interessen den eigenen zuwiderlaufen, eher dazu tendieren, sich selbst zu nützen und einem folglich zwangsläufig zu schaden, dann kippt das Broschürenlächeln ins Fratzenhafte und grimassiert ins Leere.

Aber man wird sie doch nicht los. Seine Gegner. Wenn man heizen will.

Das alles würde wegen des unversöhnlichen Widerstreits ur-antagonistischer Interessen nicht morgen Nachmittag funktionieren, erhielte nicht die Staatsgewalt den Laden mit Gewalt aufrecht.

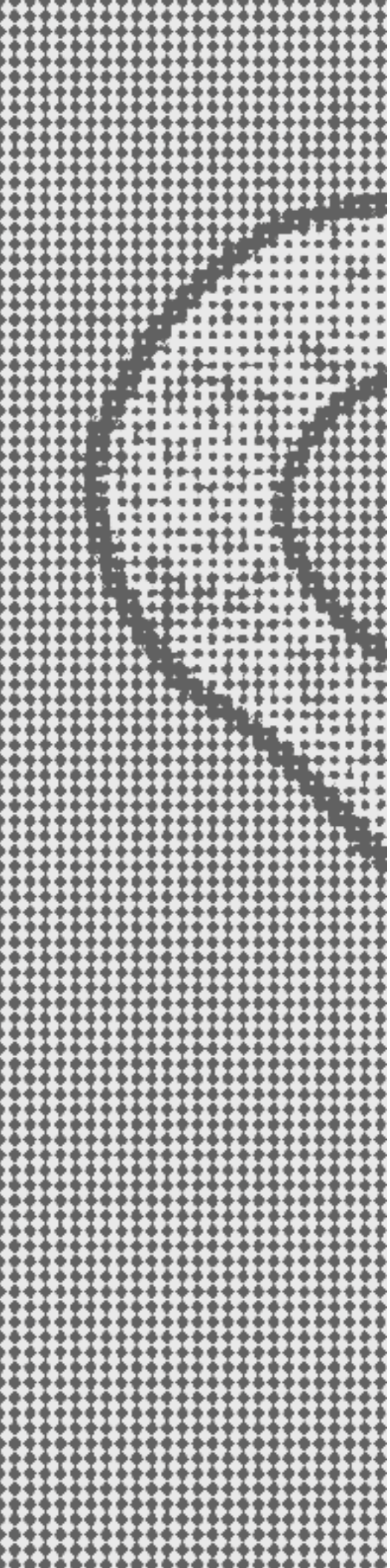
Die sorgt dafür, dass die Verträge eingehalten werden. Die, die man aktiv unterschrieben hat, und solche, die sich aus dem Leben als Staatsbürger ergeben.

Jetzt hält die große Mehrheit der Staatsbürger das überhaupt nicht für eine Zumutung. Im Gegenteil! Die benennen es vielleicht nicht so, aber es wird schwer begrüßt, dass die Ordnung aufrechterhalten wird. Und die Ordnung, das sind im Wesentlichen zwei Rechte: Freiheit und Eigentum. Beides weiß man mit großer Macht geschützt.

Jeder darf frei seine Interessen verfolgen, bis er an die freie Interessensverfolgung eines anderen stößt. Da verläuft die Grenze der Freiheit. Man steht morgens auf und genießt seine Freiheit. Irgendwann im Laufe des Vormittags bekommt man Hunger. Abgesehen von ein paar Waldpilzen und Regenwasser gehört alles wem, ist das Eigentum von jemand anderem. Man darf es sich nicht einfach nehmen – ihm wegnehmen. Ihn schädigen. Das wäre gegen die Verträge. Auch wenn der über uferlosen Überfluss an Frühstücksbrötchen verfügt. Das wäre eine Beschränkung seiner Freiheit. Also muss man ihm was von seinem Eigentum dafür hergeben.

Dadurch schwindet das.

An Eigentum kommt man, indem man was arbeitet. Das bedeutet, sofern man keine Methode weiß, wie man Stroh zu Gold spinnt (und selbst dann muss man erst mal einen Kredit aufnehmen, um sich ein Bündel Stroh und ein Spinnrad zu kaufen, von seinem Partner in Finanzfragen …)



das bedeutet: jemandem sein Arbeitsvermögen zur Verfügung stellen. In Ausübung seiner Freiheit sich ihm anbieten. Nicht als Leibeigener, nicht als Sklave. Als Freier! Der andere hat nun die Freiheit, dieses Angebot anzunehmen oder abzulehnen. Wann nimmt er es an? Nur unter der Voraussetzung, dass es ihm etwas einbringt, nach seiner Kalkulation genug einbringt. Wenn er nach Abzug der Kosten für den Arbeitsmann noch genug übrig hat, genug Profit mit ihm machen kann.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich ein Reihe ernüchternder Konsequenzen.

Beispielsweise für den Verdacht, die Überzeugung, viele der Hiesigen litten unter bitterer Knappheit, weil so viel von einem angenommenen Volksvermögen an Auswärtige verteilt würde. Diese Idee basiert auf der Vorstellung, es gäbe so etwas wie eine große Schatzkammer, in der die Reichtümer des Volkes aufbewahrt würden, zusammengetragenes Resultat gemeinsamer Bemühung um allgemeinen Wohlstand, und die Frage wäre bloß, wie das am schönsten unter den Menschen zu verteilen wäre. Dabei ist in der Tat die einzige Frage, wieviel von dem Vermögen, das in der Welt ist, jeder zu seinem eigenen machen kann, indem er es anderen – immer im Rahmen der Verträge – wegschnappt, abpresst oder sonst wie entzieht.

Oder für die Hoffnung auf Wachstum. Man schaut sich um in seinem Leben, in seinem Viertel, und findet überall Fälle von Mangel, von Unterversorgung vor. Man stimmt in den Seufzer mit ein, ach, wenn doch nur die Mittel verfügbar wären … und setzt auf Wachstum, auf eine allgemeine Steigerung der wirtschaftlichen Aktivität im Land. Auf mehr Arbeit. Jetzt gäb's ja manches zu arbeiten, was auch nützlich wär. Aber wirtschaftliches Wachstum kommt dabei nur rum, wenn das Mehr an Arbeit ein Mehr an gewinnbringender Arbeit ist. Und gewinnbringende Arbeit darf nicht zu teuer sein, darf den, der für sie zahlt, nicht zu viel kosten. Sonst ist sie nicht gewinnbringend. Das bedeutet für den, der auf Wachstum setzt: Damit am Ende vielleicht die Mittel herauskommen, die unter Umständen für die Verbesserung deiner Sachlage verwendet werden könnten, fängst du auf jeden Fall erst mal mit dem Zusammenstreichen deiner Ansprüche an.

Oder für den Idealismus, Ausbeutung sei ungerecht und der ewige Unstern des Arbeitnehmers. Dabei ist Ausbeutung doch die unerlässliche Voraussetzung für jede Beschäftigung. Jeder Lohnarbeiter muss inständig hoffen, dass der Unternehmer was an ihm auszubeuten findet. Sonst steht er nämlich sofort ganz ohne Einnahmequelle da und ist wieder auf Waldpilze und Regenwasser zurückgeworfen.

Stellt sich die Frage: Warum heißt die Nummer »Aufstehen«? Wenn irgendeine Strömung oder Tendenz nach Ansicht der Befürworter des Aufstehens begonnen hat, zu sehr um sich zu greifen, und das so nicht weitergeht, soll man aufstehen. Oder Gesicht zeigen. Dagegen. Gegen dies und das. Gegen Rassismus, Überfremdung, Massentierhaltung und Ökofundamentalismus. Schwierig. Mit Argumenten braucht man sich nicht aufzuhalten, aufgestanden gehört sich einfach für alle Anständigen: Die Leute sind so träge, es wird so viel sitzen geblieben, so wenig Gesicht gezeigt, kein Wunder …

Wie soll man sich das vorstellen? Es gibt so viel Schlechtes in der Welt, weil so wenig aufgestanden wird? Wer dafür ist, dass es weniger Schlechtes gibt und mehr, so, Gutes, alle bitte aufstehen und Gesicht zeigen! Halten die das am Ende für eine Abstimmungsveranstaltung? Vielleicht auch, damit die Welt sieht, dass es bei uns mehr Leute gibt, die das Gute besser finden als das Schlechte?

Und was ist die Alternative?

Die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten.

Ist die falsche Frage.

#37 · Juli 2014

#38 · Oktober 2014

#39 · Januar 2015

#40 · April 2015

#41 · Juli 2015

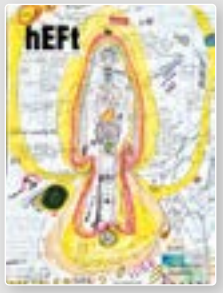
#42 · Oktober 2015

#43 · Januar 2016

#44 · April 2016

#45 · Oktober 2016

#46 · Januar 2017



#47 · April 2017

#48 · Juli 2017

#49 · Oktober 2017

#50 · Januar 2018

#51 · April 2018

#52 · Juli 2018

#53 · Oktober 2018

#54 · Januar 2019

#55 · April 2019

#56 · Juli 2019

#57 · Oktober 2019

#58 · Januar 2020

# Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 58 (15. Jg.), Januar 2020 // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 2115966, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Kerstin Wölke, Kathleen Kröger, Benedikt Rascop, Marlene Borchers, Annabell Küster, Ben Kaltofen // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik, Layout & Satz: Steffi Winkler // Druck: Faszination Media+Event GmbH // Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. // hEFt wird gefördert durch die Thüringer Staatskanzlei und die Landeshaupstadt Erfurt. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

Kulturrausch

Erfurt

Freistaat Thüringen Staatskanzlei